Leopold von Sacher-Masoch.

Lustige Geschichten aus dem Osten.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.

Leopold von Sacher-Masoch.

Lustige Geschichten aus dem Osten.

Lustige Geschichten aus dem Osten.

Von

Leopold von Sacher-Masoch.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.

Inhalt.

Das zwölfte Frühstück.

Ermogen Kurilowitsch lag noch in den Federn, als ein reitender Bote ihm ein parfümirtes Brieschen seiner Braut, des Fräulein Irena Borisowko, brachte. Auch der Inhalt duftete, aber in einer Weise, die mehr den Gaumen reizt. Das liebliche Kind teilte mit, daß ihr Vater eine neue Pastete gedichtet und sie dieselbe kulinarisch ausgeführt habe. Zu dieser Pastete wurde Kurilowitsch eingeladen. Er wußte dies zu schätzen, denn Herr Borisowko war ein großer Feinschmecker, der nach dem berühmten Almanach des Gourmands Küche führte und überdies selbst noch jederzeit neue Ideen zu eßbaren Kunstwerken im Kopfe hatte. Da Kurilowitsch außerdem die galizische Gastfreundschaft in ihrer ganzen Grausamkeit kannte, diese Gastfreundschaft, die alles auftischt, was das Haus nur zu bieten vermag, aber von dem Gaste auch verlangt, daß er alles ißt und trinkt, was ihm vorgesetzt wird, so gebrauchte er die nöthige Vorsicht. Er zog die Leibriemen so fest wir nur möglich an, nahm nichts weiter als eine Tasse Kaffee und stieg dann in die Britschka, welche ihn durch die im Frühlingsglanz ruhende Landschaft nach Wolosianka, zu seiner Braut und der vielverheißenden Pastete bringen sollte. Schon

war das Gefährte zum Thor hinaus, als sein Vater ihm nachrief, er möchte doch bei Gelegenheit den Hafer bei dem Pfarer von Sepochow in Augenschein nehmen. „Und die Kuh bei Wojciech," erinnerte die Mutter. — „Und dann könntest du auch bei den Sygjeriz fragen, wie es der guten Frau geht," bat die Tante, „sie war sehr leidend."

Kurilowitsch nickte und fuhr davon. Er kam glücklich bis in das nächste Dorf, hier hörte er sich plötzlich rufen und sah jetzt einen Mann, der ihm nachlief. Es war ein reicher Bauer, der großen Einfluß bei den Wahlen hatte, „Nein," sprach derselbe schnaubend, als er endlich den jungen Edelmann eingeholt hatte, „so ohne weiteres vorbeizufahren, das geht ja nicht, der Herr Wohlthäter werden doch ein kleines Frühstück bei mir nicht verschmähen."

Es blieb ihm nichts übrig als umzukehren, abzusteigen und den Würsten und dem Branntwein zuzusprechen, welche der Einflußreiche vorsetzte. Da Kurilowitsch noch nichts genommen hatte, so aß er mit bestem Appetit, schüttelte dann seinem Wirth kräftig die Hand und setzte seine Fahrt fort.

Doch das Unglück wollte, daß schon angesichts des nächsten Edelhofes eines der Pferde ein Hufeisen verlor und daß, während der Dorfschmied ein neues aufsetzte, der Gutsherr Bacinski, Herrn Kurilowitsch erblickte. Bacinski war als ein Geizhals bekannt. Als er nothgedrungen den Nachbar zum Frühstück bat, glaubte dieser mit einem energischen Protest loszukommen, doch er irrte sich, die Gastfreundschaft war immer noch grausamer als der Geiz. Er mußte eintreten und essen. Viel wurde ihm nicht vorgesetzt, aber dem wenigen mußte er zusprechen, trotz aller Einwendungen.

Wieder ging es lustig vorwärts bis Sepochow, wo vor dem Pfarrhof gehalten und der Hafer, der dem alten

Herrn Kurilowitsch zum Kaufe angeboten war, besichtigt wurde. Nachdem das Geschäft abgemacht war, meldete die Frau Pfarrerin, daß das Frühstück die Herren erwarte.

„Ich danke," wendete Kurilowitsch erschreckt ein, er dachte an die Pastete und seine Braut, „ich habe bereits gefrühstückt, ich danke wirklich."

„Aber, Euer Hochwohlgeboren, Sie werden uns doch nicht in dieser Weise beleidigen!"

„Ich habe überdies einen verdorbenen Magen."

„Dafür haben wir herrliche Pfeffergurken und einen Bitteren, o! das Rezept ist noch von den Urgroßeltern. Kosten Sie nur."

So kostete denn Kurilowitsch so lange, bis er gezwungen war, als er wieder in seinem Wagen saß, den Riemen um ein Loch weiter zu machen. „Aber jetzt wird nirgends mehr gehalten!" rief er dem Kutscher zu.

„Ich dachte doch bei Herrn Wojciech."

„Ja, ja, aber sonst nirgends."

Herr Wojciech, der Gutsherr von Filipkowce, war ein Verschwender schlimmster Sorte, der jedesmal die Ernte noch auf den Halmen verkaufte und schon zwei Gütchen, unterschiedliche Wälder, Weiden und Herden mit seinen Freunden vertrunken hatte. Er eilte dem jungen Nachbar mit großer Ekstase entgegen, umarmte und küßte ihn und befahl dann sofort aufzutragen, was es im Hause Gutes und Genießbares gab.

„Ich bitte um Vergebung," rief Kurilowitsch, „ich komme nur, im Vorbeifahren die Schweizer-Kuh anzusehen, dann muß ich gleich fort, ich werde in Wolosianka erwartet."

„Aber so ein kleines Frühstück en passant."

„Ich bitte, ich habe bereits dreimal gefrühstückt."

„Was Sie sagen, erst dreimal? in Ihrem Alter habe ich, ohne viele Worte zu verlieren, sechsmal gefrühstückt."

Gegen die Beredtsamkeit des Herrn Wojciech war nicht aufzukommen. Nachdem die Kuh besehen und verkauft war, hieß es eintreten und frühstücken. Alle Versuche des armen Opfers, wohlpfeil wegzukommen, scheiterten. „Was? Sie verachten diese Srazi? In dieser Weise hat sie der König Stanislaus August zu essen beliebt." Also mußte von den Srazi genossen werden.

„Wie? Sollte dieses Salmi mißrathen sein? Junger Mann, dieses Salmi wurde zuerst durch den Koch Napoleons I. bei dessen Anwesenheit in Warschau 1806 zubereitet. Respekt vor diesem Gericht."

Kurilowitsch kostete. „In der That, sehr gut."

„Also nehmen Sie doch ein wenig, geniren Sie sich in keiner Weise," und dabei wurde ihm für drei vorgelegt.

Als Kurilowitsch seufzend und schmerzlich lächelnd wieder in seine Britschka stieg, mußte der Gurt gleich um zwei Augen weiter gemacht werden.

„Jetzt fahr' zu, und wenn uns Jemand anhalten will, fahr' ihn in Gottesnamen nieder."

Das Fuhrwerk raste dahin und kam im Fluge durch das Städtchen Babince, aber hier sperrte der Schlagbaum die Straße, und während Kurilowitsch das Mauthgeld bezahlte, kamen die Husaren gerade vom Exerzieren. Die Offiziere begrüßten Kurilowitsch herzlich.

„Wohin? — Zur schönen Braut? — Sie Glücklicher!" rief es von verschiedenen Seiten. Dann nahm Rittmeister Greif das Wort.

„Wir sind Ihnen schon lange Revanche schuldig für das herrliche Diner bei Ihrem Herrn Vater, und da gerade eine Sendung von unserm Hoflieferanten in der

Hauptstadt eingelaufen ist, so lade ich Sie hiermit im Namen des Offizierscorps ein."

„Ich fühle mich sehr geehrt," erwiderte Kurilowitsch, „aber ich werde in Wolosianka erwartet, und außerdem habe ich bereits viermal gefrühstückt, könnten wir also die Sache nicht morgen —"

„Nein, nein," tönte es von allen Seiten. Die Offiziere hoben den Unglücklichen aus dem Wagen und schleppten ihn in das Casino, das sie sich bei dem Kaufmann Nasenroth eingerichtet hatten. Der ganze Comfort dieses mit zwei Farbendruckbildern geschmückten Raumes, bestehend in einem geblümten Divan, wurde Kurilowitsch zur Verfügung gestellt, und dann begann das Bachanal. Zum Essen wurde das Opfer nicht genöthigt, aber um so mehr zum Trinken, und als die Fahrt fortgesetzt wurde, hatten die Dinge mit einem Male alle eine fröhliche, rosige Farbe, so fröhlich wie ein Champagnerrausch und so rosig wie der Sillery mousseux.

„Nun habe ich aber genug," lachte Kurilowitsch vor sich hin.

„Ich auch," versetzte der Kutscher.

„Du? Hast Du denn auch getrunken?"

„Allerdings, so einen verdammten Rothwein mit den Offiziersburschen draußen."

Beide lachten jetzt im fröhlichen Duett, als ob sie gekitzelt würden.

„Sag' mir, ist denn der Himmel wirklich rosig?"

„Mir scheint es, daß er gelb ist, pures Gold," gab der Kutscher zur Antwort.

„Dann habt Ihr Hundesöhne ohne Zweifel Tokayer getrunken."

Die Britschka flog über Stock und Stein weiter, der Kutscher sang ein Lied, und Kurilowitsch lachte, bis ihm die Thränen herabflossen.

Da war plötzlich der Edelhof von Okopy, und auf der Terrasse saß die Herrin, die reizende Wittwe Zabska. Der Kutscher trieb die Pferde an, doch sie erhob sich und winkte Kurilowitsch mit der rosigen Hand.

„Halte doch," sprach er, und sprang dann aus dem Wagen. Er war mit einem Male unternehmend und fühlte sich aufgelegt, diese kleine, rosige Hand, die ihm so liebenswürdig winkte, zu küssen. Er sprang die Stufen der Terrasse hinauf, und als Frau Zabska, vom Scheitel bis zu den Sohlen rosig, eine olympische Göttin, vor ihm stand, rief er, oder eigentlich war es der Sillery mousseux, der rief: „Ach! wie schön Sie heute sind!"

Die eroberungslustige Wittwe lächelte, denn er war sonst gar zu bescheiden, und sie hätte ihn gerne schon lange minder ehrehrbietig gesehen.

„Es freut mich, daß ich Ihnen gefalle," sprach sie, „aber Sie haben gewiß noch nicht gefrühstückt."

„Allerdings, sogar schon einige Male."

„Das thut nichts, mir dürfen Sie keinen Korb geben!"

„Ich denke auch gar nicht daran. Wer könnte Ihnen widerstehen?"

Bald saßen sie zusammen in dem luftigen, kühlen, halbdunkeln Zimmer. Frau Zabska legte ihm fleißig vor und schenkte ihm ein, und er merkte wenig davon, denn er war ausschließlich mit ihrer Hand beschäftigt, die er immer wieder feurig küßte.

„Aber nehmen Sie doch," hieß es dazwischen, ebenso dringend als liebenswürdig, „hier von dieser weißen Creme."

„Vergeben Sie, mir scheint sie rosig.“

„Ihre Laune vielmehr scheint heute rosig zu sein.“

„Alles der Zauber Ihrer Gegenwart.“

„Unsinn! Sie sind doch verlobt.“

„Kann ich deshalb blind sein gegen die Reize einer Frau, wie Sie es sind?“

Als er schließlich weiterfuhr, hatte er allerhand Unglück angerichtet, einen kostbaren Kelch zerbrochen, das Tischtuch mit Wein begossen und endlich auch der Wittwe eine Liebeserklärung gemacht. Zu seinem Glück nahm sie dieselbe nicht ernst, sondern lachte ihn einfach aus und lachte noch, als sie wieder auf der Terrasse stand und zum Abschied ihr Tuch flattern ließ.

Kurilowitsch schlief jetzt ein und erwachte erst wieder, als sein Wagen im Herrenhof von Olexince stand und Herr Sygjeriz, ein alter Freund seiner Familie, ihn begrüßte.

„Vergebung,“ stammelte das Opfer, „ich habe heute Nacht schlecht geschlafen, und da überfiel mich unterwegs eine Art Lethargie.“

„Wozu so viele Worte, der Sohn unseres theuren Kurilowitsch ist jederzeit willkommen.“

Nachdem sich das Opfer über den Gesundheitszustand der Frau Sygjeriz beruhigt hatte, begann diese den Tisch zu decken.

„Um Gottes willen, erbarmen Sie sich, ich bin so elend.“

Es half nichts, man hatte kein Erbarmen, er wurde gefüttert, wie sehr er sich auch wehrte. „O, galizische Gastfreundschaft!“ murmelte er seufzend, als er auch Olexince glücklich hinter sich hatte, „du mordest uns mit einem

Lächeln. Wenn jetzt der Teufel zur Stelle wäre, ich gäbe ihm meine unsterbliche Seele für einen zweiten, leeren Magen hin."

Doch die Qualen waren noch lange nicht zu Ende. Auf der Kaiserstraße traf der arme Kurilowitsch den Grafen Krasicki, der ihn zu sich auf ein Frühstück mitnahm. Es war unmöglich, einem Magnaten nein zu sagen, also wurde zum achtenmale gefrühstückt und der Gürtel wieder weiter gemacht. Dann kam die Kreisstadt. Da mußte dieser schreckliche Moritz Liebesmann, der jederzeit bereit war, ihm auf Wechsel Geld zu geben, und dem er eben wieder fünfhundert Gulden schuldig war, im Kaftan von starrer Seide auf der Bank vor seinem Hause sitzen. Natürlich wieder eine Einladung, und das neunte Frühstück, das zehnte beim Kreishauptmann, der eben am Fenster stand, als sein Wagen vorüberrasselte, und der am wenigsten beleidigt werden durfte. Schon war der Gürtel bis auf das letzte Auge gelockert, aber dafür war die Kreisstadt jetzt auch ein überwundener Standpunkt. Noch war die Schenke von Tarnowka zu passiren. Richtig, da saßen seine Freunde und zechten, während fahrende Zigeuner die Geigen kratzten und den Zimbal schlugen. Er wollte vorbei und wehrte sich ernstlich, als sie seinen Pferden in die Zügel fielen. Vergeblich, er wurde auf den Armen in die Schenke getragen, und als er einen Versuch machte, zum offenen Fenster hinaus zu entfliehen und stecken blieb, bei den Beinen zurückgezogen. Man ließ ihn erst los, als er zum elftenmale gefrühstückt hatte.

Es war Mittag, als er in Wolosianka ankam. Er hatte Mühe, aus dem Wagen zu steigen und in den Speisesaal zu gelangen. Ihm war zu Muthe wie dem Wolf im Märchen, dem man statt dem Zicklein Steine in den

Bauch genäht hat. Borisowko empfing ihn mit einem strafenden Blick, die holde Braut mit einem allerliebsten Schmollen.

„So spät," sprach der Hausherr, „wir haben alles aufgegessen, das ist Ihre Schuld. Immerhin kommen Sie noch zur Pastete zurecht."

Das Kunstwerk Borisowkos wurde aufgetragen und von diesem mit bebenden Händen zerlegt, ihm war es zu Muthe wie einem ehrgeizigen Schauspieler, der zum ersten Male eine neue große Rolle spielt. „Hier — ich bitte — bedienen Sie sich."

Ein jeder nahm feierlich, kostete, kostete wieder, nickte zustimmend, und dann wurden von allen Seiten die Lobeserhebungen laut. Borisowko verneigte sich lächelnd wie vor einem Beifall klatschenden Publikum.

„Aber Sie — Herr Kurilowitsch?"

„Ausgezeichnet, ich habe nie etwas Aehnliches gegessen."

„Nun, dann greifen Sie doch zu."

Kurilowitsch kostete wieder. „Sie sind in der That ein Meister der Kochkunst."

„Es scheint nicht, denn Sie essen ja von meiner Pastete wie ein Kanarienvogel etwa."

„Ich habe bereits —"

„Nein, Sie wollen mich hintergehen aus Artigkeit. Ist denn die Pastete wirklich so schlecht?"

Die anwesenden Gäste blickten Kurilowitsch vorwurfsvoll an.

„Im Gegentheil, sie übertrifft alle Pasteten aus dem „Almanach des Gourmands."

„Bitte, lästern Sie nicht," entgegnete Borisowko. Der Verfasser des Almanachs, den ich mindestens ebenso verehre wie Voltaire, Schiller und Puschkin, ist ein Klassiker, und ich bin höchstens ein Romantiker der Kochkunst. Aber essen Sie doch."

„Theurer Herr Borisowko, ich kann nicht, beim besten Willen."

„Und warum nicht?"

„Ja, warum nicht?" fragte jetzt auch Irena mit flammenden Augen.

„Weil — ja — weil ich unterwegs genöthigt wurde — weil ich bereits elfmal gefrühstückt habe."

„Wenn Sie elfmal gefrühstückt haben, können Sie es auch ein zwölftes Mal wagen."

„Diese Logik läßt sich anfechten."

„Greifen Sie nicht meine Logik, sondern meine Pastete an."

„Unmöglich."

„Aller guten Dinge sind zwölf."

„Ich habe immer gehört: drei."

„Bitte, zwölf Monate, zwölf Apostel rc."

„Erbarmen Sie sich, ich bin nicht mehr im Stande. Ich bin bereits mehr todt als lebendig."

„Sie verachten meine Kunst, folglich verachten Sie mich," sagte jetzt Herr Borisowko mit der Miene Jupiters, wenn er Blitze schleudert. „Sie beleidigen mich."

„Jetzt sehe ich, daß Sie mich nicht lieben," sagte leise die schöne Irena zu ihm.

Kurilowitsch machte noch einen letzten Versuch und schob ein Stück der Pastete in den Mund, doch bald erhob

er sich und wankte hinaus in den Garten, dem Rosengebüsch zu.

Am nächsten Tage erhielt der unglückliche Kurilowitsch folgende Zeilen: „Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Sie nicht der für mich geeignete Schwiegersohn sind, und meine Tochter Irena, welche die Pastete zubereitet hat, sich meiner Ansicht anschließt, daß ein Mann, der die häuslichen Tugenden beim Weibe nicht zu schätzen weiß, niemals ein guter Ehemann werden kann, so sehen wir die Verbindung für aufgehoben an und empfehlen uns bestens. Nikefor Borisowko."

Der theure Flüchtling.

Es hatte schon lange tief im Inneren des Herrn Cornel Skolski gekocht, als endlich die von Niemandem geahnte Katastrophe eintrat, welche den ganzen Bezirk in fieberhafte Aufregung versetzte. Wer hätte dies auch ahnen können? Man hielt Skolski allgemein für äußerst glücklich, ja man beneidete ihn, und mit Recht. Er besaß eines der besten Güter im Kreise und außerdem ein hübsches Vermögen, er hatte keine Schulden, war mit einer reizenden Frau vermählt, bei aller Welt beliebt, und noch nie in der Lage gewesen, einen Arzt zu brauchen.

Daß er unter dem Pantoffel stand, das war allerdings kein Geheimniß, aber Frau Telimena Skolski hatte so allerliebste kleine Füße und trug so hübsche goldgestickte Pantoffel, daß Niemand daran dachte, ihn deshalb zu bemitleiden. Die natürliche Folge war, daß sie sich mehr mit ihrem Mann beschäftigte, als diesem lieb war, und von Jahr zu Jahr zu einer immer schrecklicheren Tyrannin wurde. Skolski wurde mehr und mehr von ihr eingeengt, bis er endlich sozusagen in ihrem Strickbeutel saß und bebte. Jedes noch so unschuldige Vergnügen wurde ihm unmöglich gemacht. Er durfte nicht auf die Jagd gehen,

denn es hatte Beispiele gegeben, daß eine Flinte losgegangen und der Jäger selbst als Opfer gefallen war. Er durfte niemals Herrengesellschaften besuchen, denn es war vorgekommen, daß Einer im Rausche sein Vermögen, ja sogar, daß ein Edelmann zur Zeit des Königs Stanislaus August seine Frau verspielt hatte. Um ihren Mann keiner Verführung auszusetzen, vertrieb Telimena nach und nach alle seine Freunde. Sie nahm das ganze Geld an sich und gab ihm nicht mehr als fünf Gulden monatlich für seine kleinen Bedürfnisse. Sie schenkte ihm Mittags ein Glas Wein ein und das zweite beim Nachtessen; mehr zu trinken war ihm nicht gestattet. Sie musterte die Bücher die er las, und nahm ihm jedes weg, von dem sie annahm, daß es ihn verderben könnte. Wenn er rauchen wollte, mußte er dies draußen thun, auch im Winter, denn sie duldete keinen Tabaksgeruch in den Zimmern. Besuchten sie zusammen eine Gesellschaft in der Nachbarschaft, so gab sie ihm vorher die strengsten Vorschriften. Es war seine Pflicht, stets an ihrer Seite zu bleiben und sie bei jeder Gelegenheit zu bedienen, während sie nicht duldete, daß er anderen Damen auch nur die kleinste Aufmerksamkeit erwies. Dabei behauptete sie aber stets, sie sei nur eine Vernunftheirath mit ihm eingegangen, es sei eine Thorheit, einen Mann zu lieben, nichts läge ihr ferner als Eifersucht, und wenn er ihr z. B. im Winter vor anderen Frauen knieend die Pelzschuhe anziehen mußte, so geschähe dies nur zur Wahrung ihrer Würde, damit die koketten Damen sich die Lust vergehen ließen, ihre Netze nach ihm auszuwerfen.

Cornel Skolski duldete dies Alles und noch Anderes mit musterhafter äußerer Ruhe, aber in seinem sonst so guten Herzen hatte sich nach und nach unbemerkt ein gefährlicher Zündstoff angehäuft, und beim nächsten Anlaß

gab es eine Explosion, welche ihn selbst nicht weniger überraschte, als seine Frau.

Es war am 1. August. Telimena hatte ihrem Gatten eben mit der Ermahnung, nicht zum Verschwender zu werden, das Taschengeld gegeben und war dann in den Garten gegangen. Da kam ein Italiener in den Edelhof und bot seine Gypsfiguren an. Skolski war guter Laune, weil er fünf Gulden in der Tasche hatte, und kaufte ihm eine Venus ab.

Als seine Frau zurückkehrte, stand die kleine Liebesgöttin auf seinem Schreibtische.

Telimena runzelte die Stirne, trat näher, wurde roth und blitzte dann den Verbrecher mit ihren schönen schwarzen Augen zornig an.

„Bist Du denn bei Verstand," sprach sie, „so etwas zu kaufen? Dir darf man kein Geld in die Hände geben."

„Ich bitte Dich, meine Theure, das ist ein Kunstwerk, das ist classisch."

„Eine Person in dieser — Toilette darf mein Mann nicht auf seinem Tische stehen haben."

„Es ist keine Person, sondern die Liebesgöttin."

„Um so ärger, fort damit!"

„Ich bitte Dich, meine Goldene."

„Fort! sage ich."

Skolski stellte sich schützend vor seine Göttin, aber nun war diese vollends verloren. Die kleine üppige Frau mit dem niedlichen Stumpfnäschen wurde zur Heroine, der lange hagere Skolski wurde wie ein Besenstiel in die Ecke geworfen, die Venus mit beiden Händen ergriffen und mit aller Wuth mitten in die Stube geworfen, wo sie wie eine Granate in kleine Stücke zerstob.

„Nein, Telimena, das ist zu viel,“ sprach Skolski jetzt. Er war bleich, drehte seinen Schnurrbart und ging mit großen Schritten auf und ab, von Zeit zu Zeit eines der Stücke des Venusbildes, die auf der Diele lagen, mit dem Fuße kräftig wegstoßend. Telimena, der eine ihrer schwarzen Flechten losgegangen war, steckte dieselbe auf, und sah ihm erstaunt zu.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte sie endlich.

„Dann muß ich deutlicher sprechen,“ fuhr Skolski mit gepreßter Stimme fort; er vermied es, seine Frau anzusehen und redete sich selbst immer mehr in die Hitze hinein. „Ich lebe nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie ein Ochse, der im Joch geht, das ist nicht länger zu ertragen, ich habe es satt, vollständig satt.“

„Cornel!“ erwiderte die kleine Frau, mit einem Male ruhig, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ, „komm zu mir.“

Er strich grimmig sein kurzgeschnittens, blondes Haar zurück, und gab keine Antwort.

„Cornel.“

Er setzte seine Promenade fort.

Jetzt kam Telimena wieder in Schwung.

„Augenblicklich kommst Du zu mir.“

Skolski blieb am Fenster stehen und kehrte ihr den Rücken.

„Du kommst zu mir,“ gebot Telimena zornig, „und bittest mich auf den Knieen um Vergebung.“

„Die Zeit dieser Thorheiten ist vorüber,“ murmelte Skolski.

Er sah mit seiner Adlernase jetzt ordentlich heldenmüthig aus. Telimena stand auf, kam zu ihm und be-

trachtete ihn spöttisch, die Arme in die Hüften gestemmt. „Du willst mich herausfordern? Du mich?"

„Ich fürchte mich nicht vor Dir."

„Du bist ja nicht im Stande, es nur einen Tag auszuhalten, daß ich mit Dir böse bin."

„Die Zeit dieser Thorheiten ist vorüber."

„Wie willst Du mir trotzen," fuhr sie lustig fort, indem sie den vollen Arm um seinen Nacken legte, „Du, der Du so verliebt in mich bist, Du Narr!" Sie begann laut zu lachen.

„Du weißt ja doch, daß wir nur eine Vernunftheirath geschlossen haben," antwortete Skolski, indem er über seine Frau wegblickte. Oh, er konnte unter Umständen boshaft sein.

„So?" sagte Telimena kalt, und zog die Arme zurück, „nun wir werden ja sehen." Sie ging langsam hinaus und sperrte sich in ihrem Zimmer ein, das gewöhnliche Manöver, wenn es galt, ihren Mann mürbe zu machen. Sie kam nicht zum Diner, sie ließ ihn den Kaffee Nachmittags allein nehmen, und ebenso das Nachtessen.

Am folgenden Morgen freute sie sich bereits kindisch darauf, ihn an ihrer Thür klopfen zu hören, aber er klopfte nicht. Verstimmt machte sie Toilette, zog einen weißen Morgenrock an und setzte ein kokettes kleines Häubchen auf. Sie wußte, daß sie in Weiß unwiderstehlich war. So kam sie denn siegesbewußt zum Frühstück. Skolski ließ auf sich warten.

„Sage dem Herrn, daß der Kaffee da ist," befahl sie dem Kosacken.

„Ich habe es bereits gemeldet; der Herr hat sich eingeschlossen und giebt keine Antwort."

„Gut." Telimena schmollte weiter. Es kam das Diner. Skolski blieb unsichtbar.

„Oh! er will mich copiren," dachte sie und wurde heiter.

Da kam der Kosack mit verstörter Miene: „Der Herr — ist — ist fort — ganz fort —" stammelte er, „ich habe durch das offene Fenster in sein Zimmer geblickt. Es ist Niemand da und — und —"

„Hm, was weiter?" Telimena bebte vor Wuth.

„Der Herr ist die vergangene Nacht heimlich zum Fenster hinausgestiegen und — und durchgegangen."

„Dummkopf."

„Es ist doch so!"

Telimena ließ jetzt die Thür mit Gewalt öffnen. Das Zimmer war wirklich leer. Sie durchsuchte Alles und fand nichts, was Aufschluß hätte geben können, keinen Brief, keinen Zettel, absolut nichts. Nun saß sie da und ließ den Kopf hängen. „Bah! wie weit kann er denn ohne Geld kommen!" tröstete sie sich. Er wird schon zurückkommen.

Ein Tag verging, ein zweiter, ein dritter, Skolski kam nicht. Eine Woche verfloß, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Entsetzliche Gedanken quälten die arme, kleine Frau. Wenn ihm etwas zugestoßen wäre, wenn er durch einen Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht hätte! Zum Glück kam ein Bauer und erzählte, er habe Herrn Skolski genau vor acht Tagen in der Schenke von Wolka mit den Bauernmädchen tanzen gesehen. Diese Nachricht beruhigte Frau Skolski und regte sie zugleich auf. Er fordert sie heraus, er tanzt, mit hübschen Mädchen tanzt er, und sie weint indeß um ihn. Sie hatte in der Nacht geweint, und jetzt weinte sie wieder, sie fühlte mit einem Male, wie sehr sie ihn liebte, und sie empfand zum ersten Male die grausame Folter der Eifersucht. Sie stieg

zu Pferde, um die Umgebung zu durchstreifen, sie sendete nach allen Richtungen Leute aus, um ihren Mann zu suchen, sie ließ eine Annonce in die Zeitung einrücken, die er mit Vorliebe las: „C. S. Alles vergeben, kehre nur zurück. T." Umsonst, man fand ihn nicht, und er gab auch kein Lebenszeichen. Schon waren zwei Wochen vergangen, als Telimena auf die verzweifelte Idee kam, ihren Mann austrommeln zu lassen. Sie berief zu diesem Zweck den Gemeindediener Pukov, einen invaliden Soldaten, der auf dem linken Beine hinkte, und dessen rothe Nase über seine wichtigste Leidenschaft keinerlei Zweifel aufkommen ließ, und ertheilte ihm den unerhörten Auftrag.

Pukov staunte, bat sie, den Auftrag zu wiederholen, staunte wieder und verstand Telimena erst, nachdem er mehrere Gläschen Branntwein geleert hatte. Seufzend holte er seine Trommel und machte sich auf den Weg. In jedem der umliegenden Dörfer machte er mehrmals Halt und verkündete mit lauter Stimme: „Herr Cornel Skolski sei verreist, verunglückt oder verloren gegangen. Seine tiefbesorgte Gattin setze einen Preis von zehn Gulden aus für denjenigen, der ihn todt oder lebendig zurückbringe und wird Jedem, der ihr Nachricht von dem theuren Flüchtling bringe, einen Silbergulden bezahlen."

Der ganze Bezirk gerieth in Aufruhr. Die Einen verwunderten sich, die Anderen lachten, die Meisten gönnten Frau Skolski ihre Niederlage, denn die Meisten freuen sich ja immer, wenn einer ihrer Mitbrüder Schaden leidet.

Trotzdem die Silbergulden blinkten, bekam Telimena lange keine Nachricht von dem entflohenen Gatten. Ein Monat war seit der Katastrophe verflossen, und schon meldete sich leise der Herbst, als endlich ein jüdischer Hausirer erschien, welcher Herrn Skolski als Hauptmann wandernder

Zigeuner in den Wäldern zwischen Orla und Bieliza gesehen haben wollte.

„Unmöglich,“ sagte Frau Telimena, „Du hast Dich geirrt.“

„Ich kenne doch den gnädigen Herrn Skolski,“ erwiderte der Jude gekränkt. „Gott soll mich strafen, wenn er nicht einen Mantel trug wie ein König und gerade einen Hammel am Feuer briet. Der Hammel war ohne Zweifel gestohlen.“

„Gestohlen!“ jammerte Telimena händeringend, „mein Mann brät gestohlene Hammel!“

Der Hausirer verließ den Edelhof vergnügt mit dem redlich erworbenen Silbergulden, während Telimena sofort zwei Pferde satteln ließ, und, von dem Kosaken begleitet, nach Orla ritt.

Sie hielt vor der Schenke und holte bei dem jüdischen Wirth weitere Nachrichten ein.

„Gewiß sind die Zigeuner in der Nähe,“ antwortete dieser, „sie haben schon manches Huhn in der Gegend mitgenommen und manche Gans, ja neulich sogar einen Hammel.“

„Und wo ist ihr Lager?“

„Sie ziehen umher. Zuletzt sah man sie in der Nähe von Bieliza.“

Telimena ritt also durch den Wald nach Bieliza, und endlich, nicht allzufern von diesem Ort, sah man ein Feuer im Dickicht lodern, und als sie sich vorsichtig näherte, lag plötzlich auf einer Waldblöße das Zigeunerlager vor ihr. Kleine Wagen standen umher und Zelte, kleine zottige Pferde weideten frei zwischen den Bäumen, braune Kinder spielten im Grase. Eine alte Frau war bei dem Kessel beschäftigt, der über dem Feuer hing. Telimena stieg vom

Pferde, übergab es dem Kosaken und näherte sich dem Feuer.

Die Kinder versammelten sich um sie und musterten sie neugierig mit den großen schwarzen Augen.

„Wo ist Euer Hauptmann?“ fragte Telimena die Alte.

„Hier, schöne goldene Dame,“ erwiderte diese, „hier in diesem Zelt.“

Telimena schritt auf dasselbe zu, und zugleich trat ihr Mann heraus, in malerischen Lumpen, einen rothen Mantel um die Schultern, gefolgt von drei schönen, braunen Weibern, welche die Fremde mit den Blicken gezähmter Raubthiere anstarrten.

„Cornel! Du hier in dieser Verfassung!“ schrie Telimena auf. Ihr Anstandsgefühl war auf das tiefste beleidigt. Skolski erschrak zuerst ein wenig, doch faßte er sich schnell und erwiderte mit der Stimme eines Königs auf der Bühne: „Ja, hier bin ich, und hier bleibe ich. Dies ist mein Dach, und ich lebe hier wie im Paradiese.“

„Wie ein Sultan, willst Du sagen, und wie ein Räuber,“ sprach Telimena aufgebracht, doch sie mäßigte sich sofort und fuhr in sanfterem Tone fort: „Schickt es sich vielleicht für einen Edelmann, Hühner zu stehlen und geraubte Hammel zu braten? Kann ein verheiratheter Mann es vor Gott und der Welt rechtfertigen, in der Wildniß mit Geschöpfen herumzulaufen, die halb Weiber, halb Wölfe sind?“

„Ich war lange genug Sclave,“ erwiderte Skolski, „hier ist Freiheit! Nie wieder will ich ein anderes Dach über meinem Haupte sehen als den Sternenhimmel.“

„Cornel,“ begann Telimena zu flehen, „vergib mir, komm zurück, Alles soll fortan nach Deinem Wunsche eingerichtet werden.“

„O! Speck, um Mäuse damit zu fangen, aber keinen Zigeunerhauptmann.“

„Ich kaufe Dir drei Liebesgöttinnen für die eine zerschlagene.“

„Hier habe ich den ganzen Olymp,“ gab Skolski stolz zur Antwort, während er auf die Schaar Frauen und Mädchen wies, die sich indeß um sie versammelt hatten, „sie sind zwar nicht so weiß wie Gyps, sondern schon angerauchtem Meerschaum gleich, dafür sind sie aber auch alle lebendig, meine Göttinnen und Nymphen.“

„Schrecklich! Diese Ansichten im Munde eines gebildeten Mannes!“

„Gesunde Ansichten, Telimena, unsere ganze Gesellschaft ist nur ein Gewebe von Heuchelei, Lüge, Eigennutz und Despotismus. Wohin man blickt, Tyrannen und Sclaven. Ich habe meine Ketten gesprengt und verkaufe meine Freiheit nicht wieder.“

„Cornel, ich beschwöre Dich!“

„Vergebliche Mühe, Du rührst mich nicht.“

„Gut,“ sagte Telimena, „Du willst also nicht gutwillig mit mir kommen?“

„Nein!“

„Dann sollst Du bald von mir hören, warte nur.“ Sie drehte ihm empört den Rücken, schwang sich in den Sattel, und ritt davon.

Kaum war sie heimgekehrt, so sendete sie auch schon Leute nach allen Richtungen aus. Die Nachbarn kamen, hörten ihre Klagen, mißbilligten das Benehmen ihres Mannes, aber nicht Einer fand sich bereit, ihr Beistand zu leisten, als sie die Absicht aussprach, sich ihren Gatten mit Gewalt zu holen. Nicht besser erging es der auf das Höchste gereizten kleinen Frau mit den Bauern, auch diese weigerten

sich, irgend etwas gegen Skolski, dem sie Alle zugethan waren, zu unternehmen. Da kam Telimena auf die kühne Idee, an das schwache Geschlecht, das im Osten vielmehr den Namen des starken verdient, zu appelliren. Am nächsten Nachmittag fand in Hulkov im Edelhof eine Art Kriegsrath statt, an dem bei zwanzig Damen aus der Umgebung theilnahmen. Dann versammelte Telimena in aller Stille die Bäuerinnen von Hulkov und gewann sie durch Branntwein, kleine Geschenke, wie farbige Bänder, Glasperlen, falsche Korallen, und durch eine glühende Beredtsamkeit für ihren Plan.

Es war ein förmlicher Amazonenkrieg, der in Scene gesetzt wurde.

Als sich die Weiber und Mädchen aus dem Dorfe am nächsten Morgen im Edelhofe zusammenfanden, meldete ein Bote von Frau Wiloslawska, einer unternehmenden jungen Witwe, die Zigeuner hätten sich aus ihrem bisherigen Revier entfernt und ihr Lager in dem Forst von Wolka aufgeschlagen. Sofort wurde der Kriegsplan geändert. Berittene Boten eilten hin und her mit gesiegelten Depeschen, und zwei Stunden später rückten die kampflustigen weiblichen Schaaren von allen Richtungen zugleich gegen den Forst an.

Bei dem Muttergottesbilde in der Nähe von Wolka trafen einander die Anführerinnen, Telimena, Frau Wiloslawska und Frau Koschevska, und verabredeten, was noch nöthig war. Dann setzte sich jede von ihnen an die Spitze ihres Trupps mit langen Stöcken bewaffneter Bäuerinnen, und auf das Signal, einen Pistolenschuß, drang man von allen Seiten in den Wald ein.

Die Zigeuner, welche ihre Posten aufgestellt hatten, zogen sich, als sie jeden Ausweg abgeschnitten sahen, auf

einen Hügel zurück und erwarteten hier den Feind. Ein schönes, junges Weib mit einer Art Krone auf dem schwarzgelockten Kopf, mit Korallen behangen, eine Flinte in der Hand, stand auf einem der Wagen und richtete an Telimena das Wort.

„Was wollt Ihr?" fragte sie, „weshalb greift ihr uns an? was haben wir Euch gethan?"

„Wer bist Du?" fragte Telimena.

„Ich bin Dagmilla, die Zigeunerkönigin."

„Gib meinen Mann heraus," herrschte ihr Frau Telimena zu.

„Wie kann ich das? Ist er mein Gefangener?" erwiderte Dagmilla.

„Er ist bei Deiner Bande, willst Du es leugnen?"

„Hier ist er nicht, sucht ihn selbst; wenn Du ihn findest, gehört er Dir."

„Du hast ihn also versteckt?"

„Er gehört nicht mir, nicht Dir," sprach die Zigeunerin, „er ist ein freier Mann, und geht, wohin er will."

„Stelle einen Preis," fuhr Telimena fort, „und liefere ihn aus."

„Ich wiederhole, daß ich keine Macht über Deinen Mann habe, und daß er nicht hier ist."

„Genug der Worte," fiel Frau Wiloslowska ein, „hier muß die Gewalt entscheiden, also vorwärts."

Die Damen gaben ein Zeichen zum Angriff, und die schlanken, kräftigen Bäuerinnen mit den bunten Kopftüchern oder den langen fröhlich bebänderten Zöpfen stürzten von allen Seiten herbei, erstiegen den Hügel, erstürmten die Wagenburg und hieben auf die in denselben zusammengedrängten Zigeuner mit ihren Stöcken los.

„Gnade! Gnade!“ riefen die armen Besiegten.

„Ergebt Euch, werft die Waffen weg!“ geboten die Damen.

Man gehorchte ihnen, und wenige Augenblicke später war die ganze Zigeunerbande gefangen in der Gewalt der siegreichen Amazonen. Nun wurden die Zelte, die Wagen, das Dickicht durchsucht, doch vergeblich. Skolski, der Zigeunerhauptmann, war nirgends zu entdecken.

„Gestehe, wo er sich verborgen hält,“ gebot Telimena der Zigeunerkönigin.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die braune Schöne.

„Hier diese Börse ist Dein,“ fuhr Telimena fort, und ließ das Gold und Silber vor den Augen Dagmillas funkeln, „sobald Du die Wahrheit sagst; wenn Du lügst oder die Antwort verweigerst, haben wir Mittel, Dich zum Reden zu bringen.“ Sie ließ die Reitgerte, die sie in der Rechten hielt, durch die Luft pfeifen.

„Er ist nicht da.“

„Du willst mir trotzen. Gut.“ Auf den Wink Telimena's wurde die Zigeunerin rasch an einen schlanken Baum gebunden, und als die Edelfrau jetzt nochmals, in der einen Hand den Mammon, in der anderen die Reitgerte, vor sie hintrat, war Dagmilla bezwungen.

„Gib mir das Geld,“ meinte sie, „dann will ich reden.“

„Erst das Geständniß,“ befahl Telimena, die Rechte erhebend.

„Er war bei uns,“ beichtete die Zigeunerin, „es ist wahr, aber er ergriff die Flucht, als er Euch herankommen sah.“

„Dann muß er noch hier im Walde sein.“

Man begann nochmals die Büsche zu durchsuchen. Plötzlich ertönten Rufe, und gleich darauf kam ein bloß-

füßiges Bauernmädchen mit fliegenden Zöpfen gelaufen und meldete, Skolski sei vor Kurzem im rothen Mantel auf einem kleinen schwarzen Pferde durch das Dorf Wolka geritten. Sofort schwangen sich die Damen in den Sattel und verfolgten den theuren Flüchtling, während die Bäuerinnen auf Befehl Telimena's die Zigeuner und ihre Wagen in die Mitte nahmen und nach Hulkov escortirten.

Einige Stunden vergingen, dann kehrten auch die Damen, müde und erhitzt, ohne ihre ersehnte Beute heim. Nachdem sie es sich bequem gemacht hatten, hielten sie, ziemlich rathlos, auf den Divans und Fauteuils in Telimena's Salon umhergelagert, einen neuen Kriegsrath.

Vor allem wurden die Zigeuner auf der Stelle durch bewaffnete Bauern über die Grenze des Bezirkes geschafft, dann wurden nach allen Richtungen Bäuerinnen, gleich skythischen Amazonen, nach Männerart auf ungesattelten Pferden sitzend, auf Kundschaft ausgesendet, und die Damen blieben bei Kartenspiel und Tschaj in Hulkov beisammen, bis die Natur ihre Rechte forderte und Jede, so gut es eben ging, ein Lager für die Nacht suchte und fand.

Beim ersten fahlen Frühlicht wurde die Herrin des Hofes geweckt. Skolski befand sich im Walde von Bakorze, kaum eine Stunde von Hulkov, er hatte dort die Nacht in einer Höhle zugebracht, in der vordem Füchse gehaust hatten. Die schlauen Dorfschönen hatten ihn hier entdeckt, und ohne daß er es gewahr wurde, den Wald umstellt.

Im Nu war Alles auf den Füßen, und nachdem man rasch eine Tasse warmen Kaffee genommen, zog Telimena mit ihren Alliirten und etwa hundert Bäuerinnen hinaus, entschlossen, den theuren Flüchtling so lange wie ein Wild von Busch zu Busch zu hetzen, bis er ihr in das Netz laufen würde.

Die Sonne war heraufgestiegen und vergoldete Laub und Rasen, Bach und Feld, als sie den Forst erreichten und in aller Stille die Anstalten zur lustigen Jagd trafen. An dem nördlichen und östlichen Ende des Waldes wurden die Treiber, die Bäuerinnen mit Stöcken in den Händen, aufgestellt, an der westlichen und südlichem Lisière postirten sich die Jägerinnen, die mit Flinten bewaffneten Damen. Telimena führte den Befehl, während Frau Wiloslawska die Meute leitete. Als Alles in Ordnung war, gab die erstere das Signal durch einen Schuß. Sofort wurden die Hunde losgelassen. Sie verschwanden im Dickicht. Es währte nicht lange, so hörte man sie freudig bellen. Sie hatten Skolski entdeckt, umringten ihn wedelnd, begrüßten ihn laut, sprangen an ihm hinauf und leckten ihm die Hände. Von der ganzen Meute gefolgt, suchte Skolski sich in das Freie zu retten, doch schon nahten die Bäuerinnen und trieben ihn lachend mit ihren Stöcken vor sich her. Er lief jetzt, so rasch er nur konnte, dem nördlichen Waldrande zu, wurde aber, wo er sich zeigte, von den drohenden Feuerrohren der Jägerinnen zurückgewiesen. Als er sich endlich vollständig umzingelt sah, erstieg er eilig einen Baum, der vereinzelt mitten auf einer Waldblöße stand, und hier, von den freudig bellenden Hunden und den jubelnden Bäuerinnen umringt, fand ihn seine Frau.

„Es hilft nichts," rief sie, „Du bist jetzt gefangen, mein Theurer. Mach' also keine Umstände und komm herab in meine Arme."

Skolski rührte sich nicht und gab auch keine Antwort. Nachdem Telimena ihre ganze zärtliche Beredtsamkeit an ihn verschwendet hatte, befahl sie einfach, den Baum, auf dem er saß, zu fällen. Man brachte Aexte und Stricke. Zum Glück war der Baum noch jung und weder sonderlich

dick noch hoch. Immerhin währte es einige Zeit, ehe die Aexte ihr Werk vollbracht hatten und der Wipfel mit Skolski zur Erde kam. In demselben Augenblick warfen sich die kräftigen Dorfschönen auf den theuren Flüchtling, überwältigten ihn und banden ihm Hände und Füße. Vollkommen wehrlos, wurde er jetzt von ihnen im Triumph fortgebracht, auf einen kleinen Wagen geladen und nach Hulkov geführt, wo ihn Telimena vorläufig, so wie er war, in eine kleine Stube sperrte, deren Fenster vergittert waren. Nachdem die Siegerinnen ihren Triumph in heiterster Weise gefeiert hatten, die Damen fortgeritten waren und die Bäuerinnen sich zerstreut hatten, kam Telimena leise zu ihrem Gefangenen. Sie schloß die Thür vorsichtig hinter sich ab und entfaltete mit einem liebenswürdigen Lächeln ein Beinkleid von schottischem Stoff.

„Lieber Cornel," flüsterte sie, „vor Allem zieh mir jetzt dieses Kleidungsstück hier an, es ist himmelschreiend, in welchem Zustande Du Dich befindest."

„Ich bin ein freier Mann, ich brauche kein Beinkleid," erwiderte Skolski.

„Du kannst doch hier nicht weiter den Zigeunerhauptmann spielen," fuhr Telimena fort, „auch bedarfst Du nur allzusehr eines Bades und eines Kammes. Ich werde Dir auch frische Wäsche bringen."

„Ich kann mich doch nicht mit gebundenen Händen umkleiden."

„Versprich mir, nicht zu entfliehen, und sofort sind Deine Fesseln gelöst."

„Ich verspreche nichts."

Telimena überlegte und verließ dann die Stube. Als sie zurückkehrte, befreite sie ihren Mann ohne Weiteres von den Stricken, mit denen er gebunden war. „Du bist jetzt

frei," sagte sie, „aber versuche nicht, diese Stube zu verlassen. Ich habe zwei Bauernmädchen als Wachen vor die Thür gestellt, sie haben Befehl, auf Dich zu schießen, wenn Du fliehen willst."

„Meinetwegen, ich gehe dennoch durch."

„Cornel, Du wirst mich noch zu Tode kränken," flüsterte Telimena ihn zärtlich umschlingend.

„Laß mich in Ruhe."

Man bereitete nun dem theuren Flüchtling ein Bad, und nachdem er dasselbe verlassen und frische Wäsche und Kleider angezogen hatte, erschien die liebende Gattin von Neuem, um ihm selbst den Kopf zu waschen und zu kämmen.

„O! schrecklich! unglaublich!" murmelte sie dabei unter Seufzern und Thränen, „eine ganze Menagerie hat er auf seinem Kopfe mitgebracht, dieser böse Mann." Als sie fertig war, betrachtete sie ihn vergnügt. „Wie hübsch Du jetzt bist," sprach sie, indem sie sich auf seine Knie setzte und den Arm um seinen Hals schlang.

„Hübsch oder nicht, ich gehe doch durch."

„Du wirst mir doch das Herz nicht brechen wollen." flüsterte Telimena, und küßte ihn, „verdienst Du es denn, daß ich Dich so lieb habe?"

„Du hast doch nur eine Vernunftheirat mit mir geschlossen?"

„Unsinn! Ich habe Dich immer lieb gehabt, nur wußte ich es nicht, jetzt aber weiß ich es."

„Lieb oder nicht, ich gehe durch," gab Skolski zur Antwort, „keine Tyrannei mehr, Freiheit!"

„O, ich werde schon dafür sorgen, daß Du mir nicht entkommst."

Sie brachte ihm jetzt selbst ein köstliches Frühstück und fütterte ihn mit der Gabel wie ein Kind, dann schenkte sie

ein Glas mit Bockbier voll, nippte davon und trank es ihm zu.

„Alles sehr schön, aber ich gehe doch durch.“

„Möchtest Du jetzt nicht ausruhen?“ fragte Telimena, als er seinen Wolfshunger gestillt hatte.

„Allerdings.“

„Also schlafe Dich aus.“

Während er sich auf dem Divan ausstreckte, zog sie die Gardinen zu, dann kniete sie neben ihm nieder und bedeckte sein Gesicht und seine Hände mit Küssen.

„Laß mich in Ruhe,“ brummte er, und kehrte das Gesicht zur Wand. Sie ging leise auf den Fußspitzen hinaus und sperrte dann die Thür hinter sich ab.

Skolski schlief bis in den Nachmittag hinein. Als er erwachte, saß seine Frau ihm gegenüber und lächelte ihm freundlich zu.

„Willst Du jetzt zu Nacht essen?“ fragte sie.

Er nickte.

„Darf ich Dir Gesellschaft leisten?“

„Ich habe nichts dagegen.“

Telimena ließ sofort den Tisch decken, und sie aßen zusammen wie ein Liebespärchen in einem cabinet séparé. Dann las sie ihm das Journal vor und erzählte ihm die Neuigkeiten. Als es Zeit war, schlafen zu gehen, kniete die kleine Frau vor dem ehemaligen Zigeunerhauptmann nieder und zog mit einem süßen Lächeln einen Strick hervor „Ich bitte Dich, Cornel, gestatte mir für die Nacht —. Dich nur mit einem Fuße an das Bett anzubinden.“

„Ich gehe Dir doch durch.“

„Sei gut, es dient zu meiner Beruhigung.“

„Dann binde mich meinetwegen an.“

Sie athmete auf, und wirklich schlangen ihre kleinen weißen Hände rasch den Strick um das rechte Bein Skolskis und fesselte dasselbe an den Bettpfosten.

In dieser Nacht machte Frau Telimena kein Auge zu. Bald meinte sie, Schritte zu hören, bald eine Feile, welche die Gitterstäbe zersägte, dann stand sie jedesmal auf und legte das Ohr an die Thür ihres Mannes und beruhigte sich erst wieder, als sie ihn laut schnarchen hörte.

Am folgenden Morgen gab sie ihm die Freiheit wieder, d. h. sie ließ ihn jetzt nach Belieben im Hause und im Edelhofe umhergehen, aber nicht ohne ihm ängstlich Schritt für Schritt zu folgen.

Sie flog jetzt, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, sie bediente ihn mit einem Eifer, der an das Komische streifte, und überhäufte ihn mit Liebkosungen jeder Art und den zärtlichsten Namen.

Die Beiden hatten ihre Rollen vollständig vertauscht. Er war jetzt der Tyrann, aber sie empfand es in keiner Weise, sie war nur glücklich, ihn wieder zu haben. Aber sie hatte keine ruhige Stunde, so lange er bei jeder Gelegenheit feierlich erklärte, er werde trotz Allem durchgehen, und endlich begannen die immerwährenden Aufregungen, die schlaflosen Nächte, die Unruhe und die Furcht, ihre Wangen zu bleichen.

Eines Abends, als er sie traurig, mit feuchten Augen beim Kamin sitzend fand, fragte Skolski besorgt, ob sie krank sei.

„Ich bin nicht krank," rief sie, ihrem Herzen endlich Luft machend, aus, „aber ich ertrage diesen Zustand, diese ewigen Zweifel und Befürchtungen nicht länger. Ich sehe, daß Du Dich aus diesem Hause wegsehnst, daß Du mich nicht mehr liebst. Geh' also, ich halte Dich nicht länger,

ich kann Dich nicht unglücklich sehen. Wenn ich sterbe, was liegt daran?" Sie preßte das Tuch vor das Gesicht und begann laut zu schluchzen.

Skolski war besiegt.

„Telimena," begann er gerührt.

Sie weinte noch immer.

„Höre doch — ich gehe nicht mehr durch, mein Ehrenwort, ich denke nicht mehr daran, Dich zu verlassen, ich habe Dich viel zu lieb."

„Ist das Dein Ernst, Barbar?" Sie sah ihn an, halb lächelnd, halb weinend.

„Aber keine Tyrannei!"

„Nein, nein."

„Kein Pantoffel!"

Sie sprang auf, nahm ihn um den Hals und weinte weiter, aber jetzt waren es Thränen der Freude und des Glückes.

Der theure Flüchtling war wieder gewonnen für immer, der Edelhof von Hulkov schien jetzt ein Nest, in dem zwei Täubchen wohnten. Telimena hatte ihre neronischen Gelüste, ihre Semiramis-Launen vollständig abgelegt, und wenn je einmal ein Rückfall kam und sich in dem kleinen üppigen Weibchen die Tyrannin wieder regte, da hatte Skolski probate Mittel, ihr die Flügel zu stutzen. Er durfte nur die Flinte überhängen und mit dem Jagdhund in die Felder hinausgehen, oder den Befehl ertheilen, daß man ihm ein Pferd sattle, oder gar die Bemerkung fallen lassen, daß man in der Nähe Zigeuner gesehen habe, und Telimena streckte sofort die Waffen. Trotzdem ist es die Frage, ob er für die Dauer der anmuthigen Nymphengestalt, den kleinen Füßen, den weichen glänzenden Flechten, den rothen Lippen und den lachenden Augen seiner Frau

hätte widerstehen können, ob er nicht endlich doch wieder den wohlbekannten, niedlichen, goldgestickten Pantoffel auf dem Nacken gefühlt hätte, würde er nicht zur rechten Zeit einen Bundesgenossen bekommen haben.

Dieser Bundesgenosse war Herr Agenor Kasimir Skolski, welcher an einem schönen Sommertage schreiend seinen Einzug in Hulkov hielt.

Dieser kleine Tyrann unterjochte die glückliche Mutter so vollständig, daß sie keine Zeit mehr fand, Andere ihre Macht fühlen zu lassen, und so blieb der Edelhof von Hulkov fortan ein Nest, in dem zwei Täubchen wohnten, nur daß sich jetzt von Jahr zu Jahr die Zahl der jungen Täubchen mehrte und mit ihnen der Frohsinn und die Zufriedenheit.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Puszta Harkály.

I.

Ich war in Ungarn bei Freunden, in der Nähe der Matrá, in der Absicht, ein Lustspiel zu schreiben. Alles schien dieselbe zu begünstigen, die einsame Lage des Castells, das die Familie Boboroszi bewohnte, mitten in einer herrlichen Puszta, die Ruhe, welche in Folge der Entfernung von der Tanja hier in Haus und Park herrschte, die heitere Gegend mit ihren sonnigen Weingeländen, ihren goldigen Weizenfeldern mit den kleinen Eichenhainen und endlich noch die afrikanische Hitze, die uns tagsüber in den dicken Mauern und kühlen Räumen des Schlosses gefangen hielt.

Aber das Verhängniß kam über mich in der anmuthigen Gestalt reizvoller Frauen, welche sich langweilten und unterhalten sein wollten. Das ganze Castell wimmelte nur so von schönen Evas-Töchtern, wie etwa ein Harem oder eine englische Lady-Pension.

Sogar die Großmutter, Frau Konoray, die Mutter der Hausfrau, war noch eine Schönheit, und es war ja noch eine junge Großmutter, da sie früh geheiratet hatte.

Frau Boborißzi war eine stolze, üppige Blonde von 35 Jahren, deren drei Töchter, Ilona, Jelißzka und Stephanie, jederzeit ruhig den Berg Ida betreten und den Schiedsspruch eines Paris herausfordern konnten. Ilona junonisch mit goldrothem Haare, Jelißzka eine Pallas mit schlanken Amazonenhüften und blonden Flechten, Stephanie eine Liebesgöttin mit schwarzem Haar, in deren dunklen Augen die ganze Poesie des Morgenlandes glühte, so daß ein malitiöser Dorfnotär aus der Nachbarschaft, vielleicht auch durch ihren türkischen Schlafrock mit Möbelstoffdessin herausgefordert, sie nie anders als den ‚westöstlichen Divan‘ nannte Dann hatte aber Herr Boborosßzi auch noch einen jüngeren Bruder, der wieder Besitzer einer allerliebsten Frau war, und endlich auch noch eine unverheiratete Schwester von fünfundzwanzig Jahren, Fräulein Erßzebet Boborosßzi, welche vielleicht die gefährlichste von allen diesen Seelenfängerinnen war.

Wenn sie dasaß über den Stickrahmen gebeugt, mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem zarten weißen Teint und dem Haar, so reich und goldig wie Sonnenlicht, dann schien sie die bescheidene Anmuth selbst. Aber plötzlich schlug sie ein paar Augen auf, groß, dunkel, räthselhaft, dämonisch, und wehe Demjenigen, den der Blick derselben unvorbreitet traf.

Unter solchen Umständen, mitten unter rauschenden Frauenröcken und dem melodischen Lachen holder Mädchen blieb selbstverständlich mein Lustspiel ungeschrieben, aber dafür erlebte ich in Pußzta Harkály ein anderes. Das Leben ist nicht nur der größte Dichter, sondern auch der wunderbarste Humorist.

Der Aufenthalt in dem alten Castell war gar nicht so einförmig, als es die Sachlage vielleicht bedingte. Auf

dem Lande ist man geselliger als in den Städten, und je weiter die Nachbarn von einander entfernt sind, mit um so größerem Eifer suchen sie sich auf. So war es auch hier. Trotz der häufig schlechten Landwege flogen die leichten Wagen, mit drei oder vier Pferden bespannt, lustig hin und her, und man versammelte sich jeden Abend in irgend einem Nachbarhause, am liebsten aber bei uns in Puszta Harkály.

So schwül, ja versengend die Luft am Tage war, so köstlich frisch, ja feucht und kühl waren die Abende. Es war dann eine wahre Lust, auf der Veranda oder auf dem großen Rasenplatze zu sitzen oder sich in den Baumgängen und Rebenlauben des Gartens umherzutreiben. Wir wurden dann alle mit den Kindern zu Kindern und spielten die tollsten Spiele, wie „Vater, leih' mir die Scher'", „Blindekuh" oder „Jakob und Jakobine", am liebsten aber „Räuber", wo wir uns im ganzen Parke herumtummeln konnten und die wachsende Dämmerung Verbergen, Heranschleichen und Ueberfall gleichmäßig begünstigte.

Vor Allem bevorzugte die schöne Erszebet dieses Spiel vielleicht nur, weil es dem eleganten Baron Nador, der ihr feurig den Hof machte, Gelegenheit bot, sie in irgend einem Maisfelde zu erhaschen und ihr den rothen Mund, der laut auflachen wollte, mit einem echten Husarenkuß zu schließen.

Dieser kleine Roman, der sich entspann und rasch weiter entwickelte, bot uns allen einen Zeitvertreib mehr.

Wahrscheinlich mit Rücksicht auf das Liebespärchen, das man gerne schnell zu einem Brautpaare gemacht hätte, entstand in dem er finderischen Köpfchen der Frau Boboroszi

als der Herbst anbrach und uns mehr und mehr in die Zimmer bannte, die glorreiche Idee eines Costümballes; Erszébet sollte wohl in irgend einem phantastischen Costüm, bis zur Unwiderstehlichkeit herausgeputzt, dem Baron den Todesstoß versetzen, das heißt ihn für immer an die eheliche Sklavenkette legen.

So oder so, die Damen des Castells sowohl als der Nachbarschaft stimmten begeistert bei, und nachdem ein weitläufiger Plan zu verschiedenen costümirten Gruppen und Tänzen entworfen worden war, fehlte nichts, als was in einem Hause des leichtlebigen, gastfreien Ostens am leichtesten fehlt — das Geld.

Man konnte ja auf Rechnung nehmen, ganz richtig, aber die Rechnungen bei den stets gefälligen Lieferanten der Comitatsstadt waren bedenklich lang geworden, sie glichen auf ein Haar der Liste von Don Juans Liebesabenteuern, welche Leporello zum Besten giebt. Also mußte Boboroszi ein Mal herausrücken, aber er wehrte sich heldenmüthig, obwohl sonst Tapferkeit durchaus nicht seine Sache war.

„Ich muß Steuern zahlen“, erklärte er bestimmt und zog sich hinter eine Rauchwolke, die er seinem Tschibuk entlockte, wie hinter eine Verschanzung zurück.

„Das hat ja Zeit, Papachen“, sagte Stephanie, indem sie sich auf sein Knie setzte und die Arme um seinen Hals schlug.

„Zeit? Es sind ja Rückstände, alte Rückstände!“

„Ach! Wenn sie so lange gewartet haben beim Steueramte, werden sie auch noch weiter warten“, flötete Illona, welche sich von rückwärts über die Lehne zu Boboroszi neigte und ihm die Wange streichelte.

„Nein, mein Kätzchen“, erwiederte er, „ich bin oft genug gemahnt worden, jetzt droht die Execution.“

In dieser Weise widerstand er den Bitten, den Drohungen, ja sogar einem schlechten Abendessen, das ihm Frau Boboroszi auftischte.

„Ja“, rief diese, „gegen uns hast Du Courage!“

„Wie wenn ich sonst keine hätte!“ rief Boboroszi, sich in die Brust werfend.

Ein silberhelles Lachen, das so spöttisch klang wie der nächtliche Ruf eines Käuzchens, war die Antwort.

In der That war Boboroszi sehr furchtsam, unglaublich für einen Ungar, aber er war es einmal von Natur, und in der Apotheke gab es kein Mittel gegen das, was er seine „Nervosität“ nannte.

„Sehen Sie, wie ich nervös bin“, sagte er zu mir während eines Gewitters, „ich fürchte mich garnicht, aber ich bebe. Es ist lächerlich, und Sie werden gewiß über mich spotten, aber jedes Haar richtet sich auf meinem Kopfe auf. Das ist die Electricität, die mich so aufregt.“

Einige Tage, nachdem die Damen vergeblich ihren gemeinsamen Angriff auf ihn unternommen hatten, erschienen plötzlich ein paar „arme Bursche“ im Castell. Es waren richtige Räuber, aber keiner hatte eine Waffe an sich, und sie baten mit der gutmüthigsten Miene von der Welt um eine „Collation“.

Sofort gerieth Boboroszi in eine fieberhafte Aufregung und befahl, die gefährlichen Gäste auf das beste zu bewirthen, dann sendete er Ilona zu ihnen, als sie vor dem Hause saßen und sich redlich nährten, und ließ Jedem ein paar Silbergulden reichen.

„Besorgen Sie nichts“, sagte er zu mir, selbst leichenblaß und schlotternd, „man findet sich mit diesen Leuten

leicht ab, sie erheben eine Art Tribut, basta! Jetzt sind wir vollkommen sicher. Ja wenn ich auf sie schießen wollte, so würden sie uns heute Nacht das Dach über dem Kopfe anzünden und uns an das Thor nageln wie etwa einen erlegten Geier."

Er athmete aber doch auf, als die braunen Gesellen sich auf ihre kleinen Pferde geschwungen und Puszta Harkály verlassen hatten. „Nun", wendete er sich dann zu seiner Frau, „wenigstens kann ich jetzt ruhig nach der Stadt fahren und das Geld holen, das ich zur Bezahlung der rückständigen Steuern nöthig habe."

In diesem Augenblicke wechselten Frau Boboroszi und ~~und~~ ihre Schwägerin einen Blick, dann spielte ein lustiges Lächeln um beider Lippen.

„Was hast Du? fragte der Hausherr, „worüber belustigst Du Dich so sehr?"

„Ueber Deinen Heldenmuth."

„Bah! Es ist nicht angenehm, wenn einem mitten im Walde bei finsterer Nacht vier Pistolen auf die Brust gesetzt werden."

„Wann willst Du also fahren?" fragte Erszébet.

„Sofort, am besten 'gleich morgen, so lange diese Betyaren das bischen Silbergeld noch nicht ganz vertrunken haben."

Wirklich wurde am nächsten Tage in aller Früh ein leichter Wagen angespannt, und Boboroszi nahm vergnügt Abschied.

„Du kommst wohl vor dem Abend?" fragte die Herrin.

„Kaum, meine Theure, kaum", erwiederte Boboroszi mit wichtiger Miene, „wenn ich mich erst in der Stadt sehen lasse, da wird man meine Meinung über die Wahlen

hören wollen oder über die orientalische Frage. Du weißt ja, daß ich bei den Politikern etwas gelte. Da kann es schon Nacht werden, ehe ich heimkehre."

„Also werden wir mit dem Abendessen nicht auf Dich warten?"

„Keineswegs, süßes Täubchen, und nun Adieu!"

Er fuhr davon, kühn mit der Peitsche knallend.

„Hast Du wohl Deine Pistolen mit?" rief ihm Erszebet nach.

Er schüttelte nur den Kopf und jagte mit seinem feurigen Gespanne junger, halbwilder Pusztapferde davon.

II.

Im Laufe des Tages sah ich die Damen wiederholt die Köpfe zusammenstecken, flüstern und lachen. Es war etwas wie eine Pulververschwörung im Zuge.

„Was haben Sie denn?" fragte ich Stephanie.

„Eine superbe Idee!" gab sie zur Antwort. „Wir werden das Geld zu dem Costümballe bekommen. Es ist Alles in Ordnung."

Nach dem Abendessen gab mir Frau Boboroszi einen Wink, ihr zu folgen. In einer Weinlaube, beim dämmerigen Silberlichte des Halbmondes, begann sie: „Ich hoffe, daß Sie galant genug sind, uns Damen einen kleinen Dienst zu leisten?"

„Ja wohl, jeden."

„Also, Sie müssen für eine Stunde mein Gefangener sein."

„Mit Vergnügen.“

„Ich werde Sie in den Thurm sperren.“

„Ganz nach Belieben.“

„Kommen Sie also.“

Frau Boboroszi führte mich in das Castell, Ilona und Erzsébet eilten herbei, mit fliegenden Zöpfen, Stephanie folgte, und alle zusammen nahmen mich in die Mitte, hingen sich an meine Arme und schleppten mich gleich einem Staatsverbrecher in den alten Thurm, eine Wendeltreppe hinauf und in ein enges Gelaß mit kleinen Bogenfenstern, in dem sie mich bei einer Flasche Wein, einer guten Cigarre und einem schlechten Romane einsperrten, um dann im lustigen Halloh wieder hinabzustürzen. Einige Zeit war es still, und ich nahm das Buch zur Hand und begann zu lesen, aber dann tönten helle Stimmen von unten herauf, und ein übermüthiges, kindliches Lachen lockte mich an das Fenster.

Leider vermochte ich nichts zu sehen, die Oeffnung war hoch oben, und die Fensternische in der Mauer viel zu tief, ich hörte aber das Wiehern und Trappeln von Pferden und ein eigenthümliches Geklirr, das ich mir nicht zu deuten vermochte.

Es folgte eine lange Pause, während der ich bei meinem echt deutschen Familienblatt-Romane einschlief. Ich erwachte erst wieder, als die Thür meines Kerkers geöffnet wurde und Erzsébet mich aus demselben befreite.

„Sagen Sie mir doch, was dies alles bedeutet,“ begann ich, während wir die Stufen hinabstiegen.

„Ich dachte, die Männer sind nicht neugierig!“

„Doch, besonders wenn es sich um die Geheimnisse schöner Damen handelt.“

„Sie sollen Alles erfahren, flüsterte Erzsébet, „aber jetzt“ — sie legte den Finger auf den Mund — „stumm wie das Grab.“

Ich fand die Damen vor dem Castell um einen Tisch versammelt, auf dem ein paar Flaschen Wein und eine Schachtel Cigaretten einladend winkten. „Da,“ rief Frau Boboroszi, die etwas erhitzt und fatiguirt, aber sehr heiter aussah, „setzen Sie sich zu uns, trinken Sie, rauchen Sie, machen Sie uns den Hof, alles, was Ihnen beliebt, aber schweigen Sie, besonders wenn Boboroszi zurückkommt.“

Ich schwieg also und tröstete mich mit dem herrlichen Rebensaft und dem reizenden Anblicke so vieler schlanken Frauengestalten und schalkhaften leidenschaftlichen Augenpaare.

Endlich rasselte ein Wagen heran, und aus demselben rief uns Boboroszi schon von weitem entgegen: „Ein Unglück! Wer hätte das gedacht! Fort, Alles fort!“

„Was ist geschehen? Hast Du umgeworfen?“ rief es von verschiedenen Seiten, und alle umringten den Hausherrn, der bleich und bebend ausstieg und sich vollkommen geknickt auf einen Stuhl warf.

„Was ist fort?“ fragte nochmals Ilona.

„Das Geld,“ erwiderte Boboroszi seufzend, „das ganze Geld, das ich mir geholt habe, um die Steuern zu bezahlen.“

„Hast Du es verspielt?“

„Ich spiele nie.“

„Also verloren?“

„Ich verliere nichts.“

„Sprich also!“

„Diese Heidensöhne! Diese Räuber!“

„Ein Ueberfall also?“

„Ja, ein Ueberfall mitten im Walde. Sechs Reiter, sechs Pistolen, die sich alle auf meine Brust richten, sechs fürchterliche Stimmen, die alle zugleich rufen: ‚Das Geld her!‘ Es war schrecklich! Ich werde nicht erstaunen, wenn ich in diesem Augenblicke grau geworden bin.“

„Warum hast Du auch Deine Pistolen nicht mitgenommen?“ fragte Erzsébet vorwurfsvoll.

„Damit diese Elenden mir nicht nur das Geld abnehmen,“ entgegnete Boboroszi ärgerlich, „sondern auch noch meine schönen eingelegten Pistolen.“

Ilona wendete sich ab, um das Lachen zu verbergen, das sie zu ersticken drohte. In diesem Augenblicke ging mir endlich ein Licht auf, und nun hatte auch ich Mühe, bei dem Anblicke des trübseligen Gesichtes, das der arme Boboroszi machte, nicht herauszuplatzen.

Gleich am nächsten Tage fuhren die Damen in die Stadt trotz des lebhaften Protestes Boboroszi's. Sie fürchteten sich nicht vor den Räubern, Abends kehrten sie auch in der That unversehrt und guter Dinge mit ihren Einkäufen heim. Mit ihnen kamen zwei Damenschneider, und nun ging es energisch an die Arbeit.

Boboroszi staunte. „Was geschieht denn da?“ fragte er seine Frau.

„Das geht Dich gar nichts an,“ gab sie zur Antwort, „Du wirst schon sehen.“ Damit schob sie ihn zur Thür hinaus.

Eine Woche verging im Fieber der Zurüstungen und Einladungen, dann kam der große Tag des Costümfestes.

Von allen Seiten kamen die Nachbarn, Wagen auf Wagen fuhr vor, alle Räume des Castells waren glänzend erleuchtet. Im großen Saale saßen schon die Zigeuner, wie aus Erz gegossen, mit ihren Geigen da.

Der Ball war in der That glänzend.

Eine Mazur im polnischen Costüme, bei welcher jedes Paar in eine andere Farbe gekleidet war und bei den verschiedenen Figuren roth, blau, grün, gelb, schwarz, weiß, pensée und rosa wie in einem Kaleidoskop durcheinanderschossen, machte dem Arrangement der Hausfrau alle Ehre. Nicht weniger hübsch und farbenreich entwickelte sich ein großes Menuet im Hofcostüme Ludwigs XV. nach den Klängen der unsterblichen Weise aus Mozarts „Don Juan."

Mit wilder Verve wurde ein Csárdás getanzt, wobei die schmucken Tänzerinnen alle die kleidsame Tracht des Alföld trugen. Den Preis jedoch errang die Quadrille der Jahreszeiten, von dem Baron nnd Erzsébet ersonnen und angeführt. Jede der vier Gruppen bot für sich ein herrliches originelles Bild, das noch bewegter und phantastischer wurde, als die letzte Figur die verschiedenen Jahreszeiten und ihre allegorischen Embleme rücksichtslos durcheinanderwarf. Der Frühling mit seinen lebenden Blumen und tanzenden Schmetterlingen mischte sich unter die glitzernden Eiszapfen und die duftigen Schneeflocken, welche das Geleite des Winters bildeten, die Bacchantinnen des Herbstes mit den hüpfenden Garben, welche dem Aehrenscepter des Sommers gehorchten.

Erzsébet als Winter überstrahlte alle andern Damen in ihrem kurzen Kleide von weißem Atlaß, das mit weißem Pelzwerke verbrämt und mit weißen Flocken übersäet war, während ein Diadem aus funkelndem Eis ihre schöne Stirn zu krönen schien.

Ihr Sieg über den Baron war ein vollständiger. Während der Quadrille erklärte er sich ihr, und in der

Ruhepause wurden sie mit einem schmetternden Trompetentusch als Verlobte proclamirt.

Alle Welt war zufrieden, nur Boboroszi ging mit einer wahren Hamlets-Miene herum. „Wenn ich nur wüßte, woher ihr das Geld zu diesem Feste genommen habt!" sagte er immer wieder.

Endlich löste der Champagner Erzsébets Zunge. „Mein süßes Täubchen", rief sie, „die sechs Räuber mit den sechs Pistolen und den sechs fürchterlichen Stimmen waren wir."

„Ihr habt mir das Geld abgenommen?"

„Ja, wir, Du Held."

Boboroszi hob die Hände gen Himmel wie ein Verzweifelter, schließlich aber ergab er sich und lachte mit uns über den tollen Streich, den die Damen ihm gespielt hatten.

Am nächsten Morgen fuhr langsam ein Wagen vor. Vier Herren stiegen aus. Es war die Steuer-Execution.

„Da haben wir's!" rief Boboroszi, „aber amüsirt haben wir uns doch."

Das Fuchseisen.

Pilat Rudonowski und Frau Jella Madojska waren seit zwei Jahren Nachbarn und fast ebenso lange erbitterte Feinde. Weßhalb? Das wußte Niemand, und wußten sie wohl selbst nicht recht.

Pilat war ein Weiberfeind und die reizende junge Wittwe eine Männerfeindin, Beide allerdings aus sehr verschiedenen Motiven. Er haßte die Frauen, weil er sie früher zu sehr geliebt und mit verschiedenen Abenteuerinnen und Theaterprinzessinnen unangenehme Erfahrungen gemacht hatte; sie verachtete die Männer, weil sie zu sehr geliebt worden war. Ihr Mann, der Oberst Madojski, hatte sie auf Händen getragen, und sie besorgte, seitdem sie Wittwe war, nicht mit Unrecht, ein anderer Mann werde wohl weder so ergeben, noch so folgsam sein wie er.

Frau Madojska oder die „Oberstin", wie man sie in dem ganzen Samborer Kreise nannte, hatte vordem das Regiment ihres Gatten commandirt und commandirte jetzt ebenso ihr Gut Czerlany in ganz militärischer Weise. Subordination war dabei die Hauptsache, und es wurde Niemandem schwer, sich der schönen Befehlshaberin unter=

zuordnen, da sie nur die Lichtseiten einer sogenanten „ärarischen Dame" besaß.

Am Morgen wurde das ganze Haus durch die Trommel geweckt und ebenso am Abende zur Ruhe geschickt. Wehe Demjenigen, der nach dem Zapfenstreich noch irgendwie auf dunklen Wegen betroffen wurde! Statt der Klingel bediente sich die Herrin von Czerlany einer Trompete. Die Beamten und Diener machten Front vor ihr und salutirten, und ebenso mußte ganz reglementsmäßig bei ihr angetreten und abgetreten werden. Früh am Morgen gab es Rapport und Befehl wie beim Regiment, und wer sich verging, wurde brevi manu bestraft. Es sollen sogar Fälle vorgekommen sein, wo Renitente krumm geschlossen worden waren. So hart dieses Los war, fiel es doch Keinem ein, sich zu beschweren; denn Alle im Edelhofe standen unter dem Zauber der großen dunklen Augen Jella's, Wenn sie in Männerstiefeln das Kleid geschürzt, den Revolver in der Tasche ihrer Kazabaika, zu Pferde oder zu Fuß ihre ausgedehnte Wirthschaft durcheilte, hingen alle Blicke mit Bewunderung an ihr, und ein böses Wort aus ihrem kleinen rothen Munde erschien weniger hart.

Jella war eben achtundzwanzig Jahre alt geworden. Mittelgroß, schlank, reizend in der weichen Anmuth ihrer Bewegungen, hatte sie eigentlich ein mehr strenges als schönes Gesicht, vor Allem einen herben Zug um den Mund und einen anderen um die kleine Adlernase. Umso bezaubernder war sie, wenn ein leises Lächeln sich auf diesem ernsten Gesicht zeigte und allmälig wie Sonnenschein dasselbe übergoß.

Wie alle starken Naturen verkehrte sie wenig mit ihren Verwandten und hatte keine Freundinnen. Sie ließ sich auch von Niemandem den Hof machen. Ihre einzige Ver-

traute war ihre Zofe Halschka, ein Mädchen aus dem Dorfe, das sie sich zu ihrem persönlichen Dienst dressirt hatte.

Pilat Rudonowski wieder war ein kräftiger blonder Mann, nahe den vierzig, eine wahre Starostengestalt mit dem Kopf eines Wütherichs, gutmüthig und vertrauensselig bis zur Thorheit. Er wohnte auf seinem kleinen Gut Yrzula allein mit einem alten Diener, dem ehrenwerthen Stepan, welcher Kammerdiener, Koch, Kutscher, Reitknecht, Nätherin und Stubenmädchen in Einer Person war.

Das Leben Pilat's verfloß ziemlich einförmig; trotzdem war es genau so eingerichtet, wie es seinen Neigungen und seinem Wesen entsprach. Er floh die Welt und vor allem Alles, was lange Röcke trug, weil er sich zu sehr vor seiner eigenen Schwäche fürchtete. In der guten Jahreszeit trieb er sich in der Gegend umher und malte; sobald aber der erste Schnee gefallen war, begann das, was er seinen Winterschlaf nannte. Dann verließ er seine stille Klause nicht mehr vor der Rückkehr der Störche und Schwalben, las, studirte, brütete, träumte und blieb unsichtbar.

Eine Ausnahme, aber eine gar seltene bildete hie und da im Herbste eine Jagd, an der er theilnahm, und auf einer solchen war es auch, wo er die „Oberstin" kennen gelernt hatte.

Mehrere Monate waren dann vergangen, während welcher Pilat sich in seinen Dachsbau vergrub. Als der Lenzwind wehte, die Lieder der Lerchen und der Pflüger im Felde um die Wette ertönten, begann er wieder mit seiner fliegenden Malerwerkstatt oder seinem Skizzenbuch herumzuzigeunern, und da geschah es öfter, daß er der gestrengen Herrin von Czerlani begegnete, welche die Feldarbeiten auf ihrem Gute mit männlicher Energie leitete

Jedesmal begrüßten sie sich artig und wechselten ein paar Worte, die mehr und mehr einen spöttischen herausfordernden Beigeschmack bekamen.

Pilat kam nach und nach zu dem Ergebniß, daß die Frau Oberstin nur deßhalb auf der Welt oder vielmehr im Samborer Kreise sei, um ihn zu ärgern. Womit sie ihn eigentlich aufbrachte, das auszusprechen wäre er in Verlegenheit gewesen; genug, sie reizte ihn, und alles an ihr reizte ihn: ihre Haltung, ihr Gang, ihre Art, sich in den Hüften zu wiegen oder die Hand leicht in die Seite zu stemmen, ihre Stimme, ihre Blicke, Alles. Sobald er sie nur von weiten erblickte, war es als beginne eine eiserne Hand mit einem glühenden Fidelbogen auf seinen Nerven wie auf den straff gespannten Saiten einer Geige zu spielen, Wenn es halbwegs möglich war, ergriff er sogar die Flucht.

Sie wieder fand ihn unglaublich anspruchsvoll und „fad". Insbesondere empörte sie seine Art und Weise, das Pince-nez aufzusetzen. Wenn er in ihrer Gegenwart sein Notizbuch hervorzog, um eine Bemerkung einzutragen, oder sein Heft entfaltete, um irgend etwas zu skizziren, zuckte es ihr in den Fingern.

Einmal fand sie ihn vor seiner Staffelei. Er saß am Waldrand, vor sich ein kleines, von Hügeln eingefaßtes Thal, in dem eine verfallene Mühle lag, zur Hälfte unter Moos und Gebüsch begraben. Sie setzte sich einen Augenblick in einiger Entfernung von ihm nieder, sie wußte selbst nicht warum, schlang den linken Arm um eine Weide und blickte auf den Bach, der zwischen Gras und Vergißmeinnicht dahinzog.

„Sehr gut," sagte plötzlich Pilat.

„Was ist gut?"

„Ich bitte, halten Sie nur noch eine Minute still."

„Zu welchem Zweck?"

„Sie geben mir zu meiner kleinen Landschaft eine herrliche Staffage."

Jella sprang auf, ihre schwarzen Augen funkelten, und um ihren Mund zuckte es wie Haß und Bosheit.

„Was!" rief sie, „eine Staffage! Bin ich Ihnen zu nichts Anderem gut, als eine Kuh oder ein Hirte mit seinem Hund? Nein, das ist zu stark!"

Sie ging mit raschen zornigen Schritten davon, ihr Kleid knatterte wie ein fernes Kleingewehrfeuer.

Pilat sah ihr erstaunt nach.

Seitdem war die Feindschaft offenkundig, und wenn sich die Beiden trafen, gab es nur noch spitze Redensarten und Blicke, die so scharf in die Seele schnitten, wie Secirmesser in das Fleisch.

Alle Welt bemerkte diese Feindseligkeit, und jeder machte seine Glossen. Nur Einer wollte an den Haß der Beiden nicht recht glauben, das war der Doctor Isidorowitsch ein kleiner runder Mann mit einem rothen, urgemüthlichen Gesicht, der richtige Landarzt, welcher eine Partie Tarok dem schönsten Typhus vorzog.

„Fisch mit Mohn!" pflegte er auszurufen, „mir macht man nichts vor, dieses Trauerspiel wird mit einer glücklichen Heirath enden!"

Er neckte auch die Oberstin und Pilat bei jeder Gelegenheit und bewies ihnen unumstößlich, daß sie für einander geschaffen seien. „Das ist ein chemischer Vorgang," fügte er hinzu; „wenn sich zwei verwandte Elemente verbinden, giebt es auch erst ein Zischen und Brodeln, als wenn sie

einander bekämpfen wollten. Ich kenne das. Desden con el desden heißt es auf spanisch und ist ein sehr ergötzliches Lustspiel."

* * *

Eines Morgens ging Pilat, die Flinte auf der Schulter, an dem Edelhof von Czerlany vorüber, nicht vorn, wo das Haus stand, sondern hinten, wo ein lebender Zaun den Garten abschloß. Es war ein frischer sonniger Herbstmorgen. Auf den Stoppeln und dem Gras schimmerten noch die zerfließenden Perlen des nächtlichen Reifs. Auf den zur Winteraussaat frisch gepflügten schwarzen Aeckern spazierten metallisch glänzende Krähen.

Plötzlich hörte Pilat die schneidende Stimme der Oberstin und beschleunigte seine Schritte; aber diesmal war es vergeblich. Sie öffnete unerwartet ein Pförtchen und trat heraus auf den Pfad, auf dem er herankam. An ein Ausweichen oder Umkehren war nicht mehr zu denken.

Die schöne Frau sprach mit dem Gärtner, der seufzend neben ihr stand und jedesmal zusammenzuckte, wenn sie im Eifer eine heftige Handbewegung machte.

„Ich kann nichts dafür, gnädige Frau," betheuerte er, „auch sind es keine Diebe, die man allenfalls kommen hören könnte, es ist ein Fuchs; wie soll ich einen Fuchs hören?"

In diesem Augenblick kam Pilat heran.

„Sie thäten auch besser, Herr Rudonowski," begann Jella, „den Füchsen aufzulauern, als die armen kleinen Vögel oder Eichhörnchen zu schießen."

„Eichhörnchen sind schädliche Thiere," erwiderte Pilat grimmig.

„Und ein Fuchs?“ erwiderte sie „Zählen Sie den zu den nützlichen Staatsbürgern?“

„Wo ist ein Fuchs?“

„Hier — irgendwo — er holt seit ein paar Tagen meine Hühner und meine Trauben.“

„Ein Beweis, daß Ihre Trauben nicht sauer sind.“

„Wollen Sie mir vielleicht Fabeln erzählen?“

„Nein Madame, ich will Ihren Fuchs schießen.“

„Warten Sie doch, bis ich Sie darum ersuche.“

„Das wäre zu viel,“ gab Pilat mit einem Lächeln zur Antwort, das jedem Tiger zur Ehre gereicht hätte. „Sie brauchen nur zu befehlen, und ich werde gehorchen. Frau Oberstin, ich falle Ihnen zu Füßen.“

Damit zog er seine Mütze tief ab und war glücklich, hinter den Brombeerbüschen und Haselnußsträuchern verschwinden zu können.

Abends, als der Mond aufging, erinnerte sich Pilat wieder des Fuchses. „Bei Mondlicht gehen diese Thiere gern auf Raub aus,“ sagte er sich und nahm fast mechanisch seine Flinte. „Und kommt er nicht,“ tröstete er sich in seiner philosophischen Weise, „so habe ich wenigstens Gelegenheit, Studien zu einer kleinen Mondlandschaft zu machen. Der Garten von Czerlany ist sogar sehr malerisch. Eh bien, en avant!“

Langsam, unterwegs die Beleuchtung der weiten Ebene und des fernen Waldes, die Lichteffecte auf Wolken und Wasser und die silberne Dämmerung, die über den feuchten Wiesen schwebte, studirend, kam Pilat bis an den Zaun des Gartens von Czerlany, öffnete das Pförtchen und näherte sich vorsichtig dem Hause, in dem nur zwei Fenster erleuchtet waren. Längs der Hinterwand lief ein Spalier von Reben, und dahinter stand eine Reihe von Zwerg-

Obstbäumen. Dazwischen war gerade Raum genug, um sich zu verbergen und den Räuber zu erwarten. Pilat drängte sich durch zwei Aprikosenbäumchen hindurch und schlich dann im hohen Grase dahin, um einen geeigneten Platz zu finden.

Plötzlich tönte ein lauter Schrei durch die Nacht, dem wilde Flüche folgten.

Im Hause wurde es lebendig. Der Gärtner, der Kutscher, die Köchin bewaffneten sich; Allen voran eilte die Oberstin herbei, in der Linken einen Revolver, in der Rechten einen Kantschu. So stand sie plötzlich vor Pilat und brach in ein lautes Lachen aus, während er einen neuen Fluch ausstieß.

„Sie sind also der Fuchs, der meine Trauben so süß findet?" rief sie aus.

„Lassen Sie allen Scherz beiseite," gab Pilat mit erstickter Wuth zur Antwort, „und befreien Sie mich vor Allem aus dem Eisen.

„Erst gestehen Sie, was Sie hier vorhatten."

„Den Fuchs wollte ich schießen, und zum Dank dafür . . ." Er vollendete nicht, sondern fluchte von Neuem.

Indessen waren der Kutscher und der Gärtner herbeigekommen und befreiten ihn aus seiner jämmerlichen Lage. Pilat versuchte aufzutreten und biß die Zähne zusammen.

„Teufel!" murmelte er, „das ist eine schöne Geschichte. Wie soll ich nach Hause kommen? Ich glaube, Sie haben mir mit Ihrem Fuchseisen den Fuß zerschmettert.

Auf Jellas Befehl wurde ein Stuhl gebracht. Die beiden Männer setzten Pilat vorsichtig hinein und trugen ihn in das Haus, wo sie ihn im Speisesaal in der Nähe des großen Kachelofens wieder niederließen.

„Ich bitte," begann jetzt Pilat, „wollen Sie einen Boten zu mir nach Yrzula senden, damit man mir einen Wagen schicke."

„Nein," entschied die schöne Frau, „Sie bleiben hier. Ich bin an Ihrer Verwundung Schuld, es ist jetzt auch meine Pflicht, Sie zu pflegen."

Ihr Ton war so energisch, und sie selbst stand in ihrer Pelzjacke so herrschermäßig da, daß eigentlich jeder Widerspruch ausgeschlossen schien. Aber Pilat wagte es dennoch, einzuwenden, daß er daheim ganz gut aufgehoben sei und der „Frau Oberstin" nicht zur Last fallen wolle.

„Unsinn!" fiel sie ihm in die Rede, „wenn Sie mir unbequem wären, würde ich Sie nicht dabehalten."

„Aber . . ."

„Sie bleiben da, basta!"

Dabei stampfte sie mit dem kleinen Fuße auf, und es war, als ob Pilat in diesem Augenblick die Gewalt dieses gebieterischen Füßchens auf seinem Nacken gefühlt hätte — er neigte stumm das Haupt und ergab sich.

„Werden Sie also gehorchen?" fragte sie vor ihn hintretend.

„Ja . . . ich muß wohl," entgegnete er mit einem bitteren Lächeln.

* * *

So war denn Pilat der Gefangene der Oberstin. Zum Glück war der Kerker recht comfortabel, und der Kerkermeister konnte selbst dem stolzesten Freiheitshelden Lust machen, sich einmal an die Kette legen zu lassen. Pilat wurde aber noch außerdem als eine Art hilfloses, unzurechnungsfähiges Wesen behandelt, etwa wie ein Kind

oder ein junger Hund, den man aus dem Wasser gezogen — es war ihm zu Muthe wie dem ausgesetzten Moses im Palast der Pharaonentochter. Jella fragte ihn nicht erst lange, ob er auch pariren wolle, er mußte sich fügen; er war wie eine große Puppe, mit der sie spielte. Gepflegt wurde er mit aller Sorgfalt, aber wehe ihm, wenn er Miene machte, die Vorschriften des Arztes zu verletzen, oder wenn er sich gar mir Hilfe des Bedienten einen kleinen Exceß erlaubt hatte. Dann sprühten die dunklen Augen der Oberstin Feuer, und er bekam Worte zu hören, wie ein Rekrut im Glied, der mäuschenstill dabei stehen muß, wenn ihm die schwarze Seele reglementsmäßig gewaschen wird. Und das Schimmste dabei war — sein Joch begann ihm angenehm zu werden. Mehr als einmal mußte er sich aufraffen und sich sagen: „Pilat! Alter Esel! Mach' keine Dummheiten! Sei ein Mann!"

Zu gleicher Zeit ertappte sich Frau Madojska bei einem Seufzer, mit dem sie den Gedanken begleitet hatte, daß ihr Kranker bald genesen und sie dann wieder allein sein werde.

„Du wirst doch diesem Bären nicht den Triumph gönnen!" rief sie dann aus. „Niemals darf er merken, daß seine Gesellschaft auch nur den geringsten Werth für Dich hat."

Er merkte dies auch in der That nicht, und sie bemerkte ebensowenig die Blicke, mit denen er verstohlen ihren Bewegungen folgte, wenn sie ihm den Rücken kehrte, um einen neuen Verband oder sonst etwas für ihn vorzubereiten. Wer es aber längst bemerkt hatte, hier und dort, das war wieder der runde gute Doctor Isidorowitsch mit seinem runden Lachen in dem runden Gesicht.

„Wirklich! Das Fuchseisen! Das hat uns gerade gefehlt," sagte er schelmisch blinzelnd. „Euch Zwei hätten ja die Tauben nicht schöner zusammentragen können, meine Herrschaften."

„Doctor, Sie sind indiscret," rief dann die Oberstin erzürnt, und Pilat gab ihm verstohlen einen freundlichen Rippenstoß, während seine Augen in Wuth aufflammten.

So kam endlich der Tag heran, wo Pilat Rudonowski wirklich genesen war.

„Gottlob!" rief er aus. „Endlich ist das Joch abgeworfen, endlich winkt uns wieder die goldene Freiheit."

„Ja, Gottlob!" stimmte die Oberstin bei. „Endlich habe ich es nicht mehr nöthig, Sie zu bevormunden, Sie zu behüten, wie ein Vöglein, das aus dem Nest gefallen ist und das man mit dem Federkiel füttert. Sie sind ja ärger als ein Kind."

„Sie haben recht, gnädige Frau, ich bin ein unausstehlicher Mensch!"

Pilat begann seine Sachen zusammenzupacken, aber er wurde damit nicht fertig.

„Gehen Sie doch endlich!" rief die Oberstin, welche, eine Cigarrette rauchend, die Hände in den weiten Aermeln ihrer Kazabaika verborgen, auf und ab schritt.

Pilat machte jetzt wirklich Miene zu gehen. Da war sie es, die ihn an der Thür zurückhielt.

„Aber bedanken könnten Sie sich doch bei mir," sprach Jella.

„Habe ich das noch nicht gethan?" fragte er naiv.

„Nein!"

„Also . . ." er hustete — „empfangen Sie . . . ich meine . . . in Anbetracht . . ."

„Sie sollten sich wirklich zum Reichsraths-Abgeordneten wählen lassen," spottete die schöne Witwe.

Pilat war roth geworden. „Also, ich danke Ihnen, Frau Madojska," sagte er, „und . . . wenn Sie es mir gestatten . . . so . . ."

„Was soll ich gestatten?"

„Daß ich Sie . . . zuweilen . . . daß ich Sie besuchen darf."

„Das erlaube ich Ihnen mit Wonne," rief Jella, „kommen Sie am liebsten täglich. Ich werde dann wenigstens Jemanden haben, an dem ich meine üble Laune auslassen kann. Ueberhaupt," sie trat vor ihn hin, „ich habe eine solche Wuth auf Sie . . . daß . . ." Sie hob die Hände als wollte sie ihm die Augen auskratzen. „Ich muß Sie exemplarisch bestrafen, eher kann ich nicht ruhig schlafen."

„Ich bitte . . ." stammelte er, „ich stehe ganz zur Verfügung."

„Ihr Ehrenwort?"

„Mein Ehrenwort."

„Geben Sie mir die Hand."

Pilat reichte ihr dieselbe mit der größten Bereitwilligkeit.

„Nun soll es Ihnen aber schlecht ergehen," rief Jella, „Sie ahnen nicht, wie grausam ich sein kann."

„Wollen Sie mir, wie einst die Tataren hier zu Land thaten, vielleicht die Haut abziehen lassen?"

„Das wäre noch das Geringste," fuhr die Oberstin fort „Sie sollen noch schrecklicher behandelt werden. Ich werde Sie nämlich — heiraten."

„Sie wollten . . .?"

Pilat wurde wieder roth wie ein schwärmerischer Gymnasiast.

„Ja, ich will."

„Da . . . da bestrafen Sie ja nur sich selbst."

„O!" rief Jella, „ich werde mit Ihnen fertig."

„Und ich mit Ihnen," entgegnete Pilat.

„Das wollen wir doch sehen!"

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte Pilat muthiger werdend.

„Es zuckt mir wirklich in den Fingern," murmelte Jella.

„Geniren Sie sich nicht," gab Pilat zur Antwort.

Im selben Augenblick gab ihm die Oberstin einen leichten Schlag auf die Wange, und im nächsten hatte er die schöne Frau mit seinen Bärentatzen umschlungen und geküßt. Im dritten Moment trat zufällig Halschka herein, um zu melden, daß der Wagen, welcher Pilat nach Hause bringen sollte, angespannt sei.

Diesmal wurden alle Drei roth.

Als Halschka das Zimmer verlassen hatte, ging Jella auf Pilat zu und maß ihn mit einem spöttischen Blick.

„Jetzt sind Sie verloren," sagte sie „jetzt müssen Sie mich wirklich heiraten."

„Sie sind verloren," rief Pilat, „denn Sie bekommen ein wahres Ungethüm zum Mann."

„Wie wenn sich Bären nicht dressiren ließen!"

„Spotten Sie nur," sagte Pilat lächelnd, „ich habe doch den Vortheil auf meiner Seite, weil . . ."

„Weil?"

„Weil ich sterblich in Sie verliebt bin."

„Ja, wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie hasse?" gab Jella zur Antwort und brach in ein lautes, herzliches Lachen aus.

* * *

So hat denn der runde Doctor recht behalten. Heute sind Pilat und Jella schon geraume Zeit vermält und das glücklichste Paar im ganzen Samborer Kreise.

Die Leute staunen über sie und fragen sich, weßhalb sie sich nur gehaßt haben?

Das Geheimniß ihres Glückes kennt Niemand, ebensowenig wie jenes ihres Hasses.

Vielleicht herrscht in ihrer Ehe nur deshalb eine solche Harmonie, weil jeder von Anfang an Alles aufbot, um dem Andern zu beweisen, daß er vordem Unrecht gehabt habe in seiner Antipathie. Jeder bemühte sich, so liebenswürdig, nachgiebig, dienstfertig wie nur möglich zu sein, mit der geheimen Absicht, den Anderen als den unerträglichen Störenfried erscheinen lassen, und so hatte Keiner Anlaß zur Klage. Es gab niemals Streit, niemals Mißverstöndnisse zwischen ihnen. Wenn Pilat jetzt wie ein Pascha dasaß und sich von Jella den Tschibuck anzünden ließ, so kniete er dafür ein andermal als Sklave vor ihr, um ihr die kleinen Pantoffel anzuziehen. Es war ein wechselseitiger Eifer, sich an Aufmerksamkeiten zu überbieten, der dem neutralen Zuschauer oft einen geradezu komischen Eindruck machte, zum Beispiel wenn Jella am Morgen den Wunsch äußerte, Schnepfen zu essen und Pilat sofort verschwand, um spät am Abend, mit Becassinen beladen, halb verhungert und hald ertrunken zurückzukehren.

„Aber Pilat, wozu Dich denn so abhetzen?“ rief dann die schöne lächelnde Frau.

„Wozu? Was bleibt mir armen Opferlamm denn Anderes übrig? Bin ich denn zu etwas Anderem auf der Welt, als Deine Launen zu erfüllen?“

„Und ich? Was thue ich denn?“

Sie war auch wirklich gleich bereit, nachdem sie sich ein weißes Tuch echt biblisch um den Kopf geschlungen hatte, selbst sein Arbeitszimmer mit dem großen Besen zu reinigen, wenn er sich über die Spinnenweben beklagt hatte oder in die Küche zu gehen und den ganzen Vormittag beim Herde zu schmachten, um ihm eine Pastete zu bereiten, die er liebte.

Und noch komischer war es, diese Beiden sich gegenseitig beurtheilen zu hören.

„Er ist ein ganz guter Mensch, aber fürchterlich herrschsüchtig," sagte sie.

„Sie ist eine reizende, liebe, kluge Frau," sagte er, „aber eine schreckliche Tyrannin."

Und in dieser gegenseitigen Tyrannei leben Sie nun schon Jahre hindurch, Flitterwochen und Honigmonde, die kein Ende nehmen.

Die Schlacht am Ruskabach.

An den Ufern des Ruskabaches liegen einander gegenüber zwei Judennester, wie man die kleinen, fast ausschließlich von Hebräern bewohnten Städtchen dieser Art, bei uns nennt. Kurniki und Babniki. Der Ruskabach, welcher laut und fröhlich aus den Karpathen in die Ebene hinabhüpft und dabei seine grünen Wellen um farbige Steine, rosige Muscheln und blumige Ufer spielen läßt, wird hier mit einem Male still, verdrießlich und schmutzig gelb. Die wenigen Christen der Umgegend behaupten, weil die frommen Bewohner von Babniki, den Satzungen ihres Ritus gehorchend, sich allzu häufig in seinem Wasser waschen und die orthodoxen Juden von Babniki, weil die Bewohner von Kurnicki so gefährliche Neuerer und Ketzer sind.

Die beiden kleinen Gemeinden lagen schon seit Jahren in ernstem, erbittertem Hader. Die Juden von Babniki standen in dem Geruche, Eiferer zu sein, ja man hielt sie vielfach für Chassiden, während in Kurniki die Aufklärung Einzug gefunden hatte, und den dortigen Juden der nicht unbegründete Vorwurf gemacht wurde, die Vorschriften der Talmudisten leicht zu nehmen. Zu diesen rituellen Zwistigkeiten kam noch hinzu, daß jede Gemeinde ihren

Rabbi für größer, weiser und mächtiger hielt, das Letztere in dem Sinn, daß er einen entschiedeneren Einfluß in den himmlischen Regionen, bei Gott, den Schaaren der Engel, sowie in der Geisterwelt besitze. Ganz besonders war den Frommen zu Babniki unter den Bewohnern des Nachbarstädtchens die junge und hübsche Wittwe Atlas ein Greuel. Sie war vor zehn Jahren, als fünfzehnjähriges Mädchen, an einen reichen Kaufmann in Lemberg verheirathet worden, und vor fünf Jahren aus der Hauptstadt, vollständig modernisirt, oder wie die Frauen von Babniki sagten, verdorben, zurückgekommen. Sie hatte zehn Teufel im Leibe, wenigstens behauptete es Rabbi Löwenstamm, und der mußte es wissen, da er Gewalt über die Dämonen hatte, wie einst König Salomo. Sie nannte sich jetzt nicht mehr Rebekka, sondern Rosabella, sie ging in christlichen Kleidern umher, las Bücher, die nicht hebräisch waren, und was noch schlimmer war, diese Bücher verbreiteten sich wie die Pest in Kurniki. Man begann dort Journale zu halten, und es gab sogar einen literarischen Kreis, der sich an langen Winterabenden in dem Salon der dunkeläugigen Wittwe versammelte, und in diesem Kreis wurde nicht etwa der Talmud gelesen, sondern Schillers Maria Stuart und Goethes Egmont mit vertheilten Rollen. Um das Werk der Entartung zu krönen, trug Frau Atlas auch kein kurzgeschnittenes Haar unter seidenem Scheitel, sondern paradirte vor aller Welt, wie eine polnische Gräfin, mit ihren langen, schwarzen glänzenden Flechten.

Dieses Beispiel wirkte mehr, als es Voltaire und Lessing in Person vermocht hätte, Frau Atlas sah mit ihrem langen Haar wunderhübsch aus, und welche Frau will nicht gut aussehen? So wurde die Sitte, das Haar wachsen zu lassen, bald allgemein in Kurniki, während die

Frauen Babniki ihr Haar schnitten und seidne Scheitel trugen. Dies war der Hauptpunkt des Streites.

Rabbi Arnstein von Kurniki duldete die neue Sitte, Rabbi Löwenstamm von Babniki verdammte sie, so geriethen zuerst die Rabbiner, dann die Gemeinden in Fehde.

Sendel Hammelschwanz von Babniki warf zuerst in der Schule die Frage auf, ob es ein religiöses Gebot sei, daß die verheiratheten Frauen sich das Haar abschneiden müssen oder nicht. Der Rabbi von Babniki sagte: „ja," der Rabbi von Kurniki sagte: „nein."

Nun war es um den Frieden geschehen. Zuerst beschränkten sich die beiden Rabbiner darauf, ihren Gegner im Kreise ihrer Vertrauten als Ignoranten und Aufschneider hinzustellen, dann begannen sie in ihren Predigten gegen einander loszuziehen, und dies so lange bis Jedermann Partei ergriff und die Juden der zwei sonst so ruhigen Städtchen sich, wo sie einander trafen, in das Haar und in die langen Bärte geriethen. Die Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht, als Semach, der Sohn Mendel Goldhahns, des reichsten, frömmsten und daher angesehensten Mannes von Babniki, nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrte.

Rabbi Löwenstamm hatte sich eifrig dagegen erklärt, als Goldhahn die Absicht aussprach, seinen Sohn zur Ausbildung nach Lemberg und sogar nach Wien zu senden, und er hatte Recht behalten, auch Semach kam vollständig modernisirt wieder, ohne Kaftan und sogar ohne Schmachtlöckchen, ohne jene „Peißi", die einem polnischen Juden abzuschneiden als die größte Schmach erscheint.

Die Frommen von Babniki rangen die Hände über diesen Frevel, der in ihrer eigenen Mitte geschah, und sie prophezeiten noch Aergeres, wenn Semach eine Frau aus

dem Ketzerneste in die Gemeinde bringen würde, denn Goldfahn in Babniki und Gedel Sonnenschein in Kurniki, hatten vor vielen Jahren schon, als ihre Kinder noch in der Wiege lagen, dieselben verlobt. Seitdem hatte der Hader der Gemeinden auch sie entzweit, aber keiner hätte deshalb gewagt, sein Wort zu brechen.

In Bezug auf seine Braut theilte Semach die Befürchtungen seiner Gemeinde, nur in ganz anderem Sinn. Er war, wie sich Rabbi Löwenstamm ausdrückte, ein Cavalier und wie der Schames, der Synagogendiener, Jossel Koppelreißer behauptete, ein „Purez" (Geck) geworden und fürchtete in Jenta, der Tochter Sonnenscheins, eine Art Gänschen zu finden, eine plumpe Schönheit ohne Anmuth, ohne Erziehung und vor Allem, ohne jede Bildung. Deshalb beeilte er sich mit seinem Besuch keineswegs; doch eines Nachmittags rief ihn sein Vater und theilte ihm mit, es sei die beste Gelegenheit da, nach Kurniki zu fahren, da der Kutscher Jeremias Stiefel von dort eben einen Reisenden hergebracht habe und sonst leer zurückfahren müßte, denn zu Wagen mußte der Bräutigam kommen, wenn auch die feindlichen Einwohner der beiden Judennester sich über den Bach herüber leicht die Hände reichen konnten. Semach zog sich also mit Sorgfalt an und stieg dann in den Wagen, der bereits vor dem Thore stand, und von einer ansehnlichen Menschenmenge umgeben war.

Sendel Hammelschwanz, klein und hager, mit einem röthlichen Bart und einem giftgrünen Kaftan führte eben das Wort.

„Kannst Du sagen, was Du willst," rief er dem Kutscher zu, der eben auf dem Bock Platz nahm und die Zügel ergriff. „Ketzer seid Ihr doch und Euer Rabbi sogar mißachtet das Gesetz."

„Unser Rabbi?", der Kutscher Jeremias Stiefel begann laut zu lachen, „wann hätt' er das gethan?"

„Bist Du nicht gefahren den letzten Freitag Abend mit ihm in den Schabbes hinein, was doch verboten ist?"

„Bin ich gefahren mit ihm, ja," erwiderte Stiefel triumphirend. „Mit Eurem Rabbi wäre ich nicht gefahren, weil ich hätte gebrochen den Schabbes, aber unser Rabbi, kann wirken jedes Wunder, so er will. Wie hat sich gezeigt der Abendstern hat er gesprochen nur ein Wort, ein einziges Wort, und was ist geschehen?"

„Nu, was ist geschehen?"

„Rechts war Schabbes, links war Schabbes, aber in der Mitte war immer noch Freitag." Zugleich hieb Stiefel auf seine Pferde los und jagte mit seiner leichten Britschka davon, während Hammelschwanz und die Frommen von Babniki ein Wuthgeheul erhoben.

Semach wurde bei Sonnenschein sehr gut aufgenommen, sie sahen es ihm gleich an, daß er kein Eiferer war, daß er zu ihnen gehörte. Man rief Jenta, aber sie war nicht da. „Das wilde Kind wird sein gelaufen in's Feld," sagte die Mutter. „Sie glauben nicht, Herr Goldhahn, es ist gar kein Judenmädchen, die reine Comtesse."

Semach lächelte, er hatte von Comtessen eine andere Vorstellung als die gute Frau Biene Sonnenschein, mit ihrem seidenen Scheitel und ihrer funkelnden Stirnbinde, aber er wurde an dem Bilde, das er sich von seiner Braut geschaffen hatte, doch ein wenig irre, als Frau Atlas, die bereits von seinem Besuch gehört hatte, erschien, zuerst um ihre Neugierde zu befriedigen, dann um ihm die Versicherung zu geben, daß Jenta ein herrliches Mädchen sei, das sie selbst seit fünf Jahren wie ihre eigene Tochter erzogen habe. Die Erzählung dieser hübschen, modern und

geschmackvoll gekleideten, weltgewandten und gebildeten Frau flößte Semach Vertrauen ein und erweckte ihm Hoffnungen. Er stahl sich unbemerkt hinaus in den Garten in der Absicht Jenta zu suchen. Er ging zwischen den Gemüsebeeten, den Johannesbeerhecken und Rosengebüschen bis zu dem Pförtchen, das in die Felder hinausführt. Plötzlich schwang sich ein junges, schlankes Mädchen über den Zaun, hielt bei seinem Anblick hoch oben, mitten unter rothen Hagebutten und den Mohrengesichtern der Sonnenblumen inne und sah ihn mit den großen hellen Augen an, ebensowenig keck als etwa furchtsam. „Bist Du Semach?“ fragte sie und strich sich die dicken Flechten aus dem heißen, reizenden Gesichtchen.

„Ich bin es, Jenta,“ erwiederte er, von einem raschen Entzücken erfaßt und reichte ihr die Hand. Willst Du nicht zu mir herabkommen?“

„Gewiß.“ Sie sprang zur Erde und überließ ihm ihre schöngebildete, leicht gebräunte Hand. „Wie groß Du geworden bist und wie verständig Du aussiehst, fuhr sie fort, „ganz anders als unsere Männer hier. Ich habe mich auf Dich gefürchtet, aber jetzt freue ich mich, daß Du da bist.

„Mir ist es ebenso ergangen, ich erwartete eine Landpommeranze zu finden.“

„Und ich einen Heuchler,“ erwiederte sie lächelnd. „Aber hast du wirklich die Courage, mich zur Frau zu nehmen. Was werden die frommen Seelen drüben dazu agen?“

„Ich frage nicht darnach,“ sagte Semach, „ich frage nur, ob Du mich lieb haben wirst, denn mein Herz gehört vom ersten Augenblick Dir.“

Sie drückte ihm die Hand und sah ihn an, so herzlich, so voll kindlichen Vertrauens, daß es keiner Worte weiter bedurfte und so gingen sie still, aber glücklich zusammen dem Hause zu.

Als Semach zu seinen Eltern zurückkehrte, hatte er nur einen Wunsch, die Hochzeit möglichst zu beschleunigen. Der Vater seufzte, aber fügte sich, und so wurden hüben und drüben eilig Anstalten getroffen. Semach besuchte täglich seine Braut und die beiden jungen Herzen, wurden täglich vertrauter und schlossen sich immer inniger aneinander.

Eines Abends, im silbernen Mondlicht, gab sie ihm das Geleite bis zur Brücke, die über den Bach führte. „Noch Eines, Semach," sagte sie beim Abschied, ein wenig verlegen, „ich will Dir immer gefallen, bis an das Ende meiner Tage und deßhalb — will ich mir nicht das Haar abschneiden lassen."

„Wer denkt daran," rief Semach, indem er ihre großen, prächtigen, dunklen Zöpfe an die Lippen führte, „Du sollst so schön bleiben, wie Du es bist." Erröthend neigte sie das Haupt, als er aber zum ersten Male die Arme um sie schlang und sie küßte, machte sie sich rasch los und entfloh.

Im Hause des Mendel Goldhahn gab es am folgenden Morgen eine tragische Scene. Die Erklärung Semachs, daß er seiner Frau das Haar nicht schneiden lassen würde, entfesselte alle Leidenschaften, die bisher geschlummert. Der Vater erklärte, er werde seinen Sohn enterben, die Mutter weinte, der Rabbi, welcher in seinem schwarzen Talar einem Raben gleich herbeieilte, drohte mit dem Fluch, während unten die Frommen von Babniki Wehe schrieen und Miene machten, den Gottlosen zu steinigen.

Da geschah etwas, was Niemand erwartet hatte. Semach nahm ruhig Hut und Stock und wendete sich der Thüre zu.

„Wohin willst Du?“ fragte der Vater ernst.

„Ich gehe zum Pfarrer von Kurniki und werde mich taufen lassen.“

„Bist Du meschugge? — er ist vom Teufel besessen! — Schma Jisroel tönt es durcheinander. Doch Semach ging ungerührt über die Schwelle und zum Thore hinaus. Da wurde aber ein Fenster geöffnet und der Vater rief ihn zurück. Die Frommen streckten die Waffen. Mendel Goldhahn gab unter dramatischen Gesten seine Einwilligung zu der unerhörten Neuerung und der Rabbi ging schweigend von dannen, von der murrenden Menge begleitet.

Es schien jetzt Stille und Ergebung in Babniki zu herrschen, doch im Verborgenen kochte es umsomehr. So war der Herbst und der Hochzeitstag herangekommen. Bei fröhlichem Sonnenschein führten die Eltern, die Verwandten und wenige Freunde, den glücklichen Bräutigam nach Kurniki in das Haus der Braut, und nachdem Rabbi Arnstein, das Bedecktuch über Jenta's liebliches Antlitz geworfen, zur Synagoge, wo bald darauf, auch die Braut mit den Ihren, im festlichen Zuge eintraf. Nachdem der Bund geschlossen und gesegnet war, begaben sich alle zusammen in das Haus des Gedel Sonnenschein, wo bis zum Sonnenuntergang fröhlich getafelt wurde und der Narr seine Lieder und Späße zum Besten gab. Aus Babniki waren nur Semachs Eltern beim Mahl geblieben, die Anderen hatten sich stillschweigend entfernt, denn sie fürchteten, daß die Speisen nicht koscher sein würden.

Als die Sonne, von blutrothen Wölkchen umgeben, hinter dem fernen Walde herabsank, gaben die Eltern und

Freunde, in festlichem Zuge den Neuvermählten das Geleite, doch wie sie sich dem Ruskabache näherten, fanden sie die kleine Brücke abgerissen und eine dunkle Menge schwarzer Kaftane an dem jenseitigen Ufer versammelt, welche sie mit Spottworten und Drohungen begrüßte.

„Was soll das heißen?" fragte Semach, der erregt an das Ufer trat. „Das soll heißen, daß Ketzer keinen Eingang in Babniki finden," rief Jossel Koppelmacher der Schames hinüber.

„Das wollen wir doch sehen, erwiederte Semach, bringt Bretter herbei.

Als Antwort flog ein Hagel von Steinen herüber. Die Hochzeitsgäste zogen sich zuerst erschreckt zurück, doch kam rasch Beistand, die ganze Bevölkerung von Kurniki eilte an das Ufer, den Angegriffenen zu Hilfe und jetzt begann die lächerlichste Schlacht, die je geliefert worden ist, Von beiden Seiten bewarf man sich, unter wüthendem Geheul, mit Straßenkoth und Steinen, einzelne Tapfere wateten durch das Wasser und faßten sich gegenseitig bei den Bärten, während Absalon Kaftan, der Schmied von Kurniki, schwere Bretter herbeitrug und mitten im Sturme den Bach überbrückte. Nun drang Judith, seine Frau, allen voran über den Steg. Mit ihrer hohen Gestalt, ihren kräftigen Gliedern, den blitzenden dunklen Augen, und dem flatterndem goldrothen Haar, wäre sie jedem Maler ein willkommenes Modell für das schöne, biblische Weib mit dem Haupte des Holofernes gewesen.

Sie schwang einen derben Stecken, den sie aus dem nächsten Zaun gerissen hatte und ließ denselben auf die Köpfe und Rücken ihrer Feinde niederfallen, welche schreiend von ihr zurückwichen. Die Leute von Kurniki drangen jetzt in dichten Schaaren über den Bach und die Frommen von

Babniki begannen zu fliehen. Da erschienen die beiden Rabbis auf dem Schlachtfelde und die Kämpfenden hielten inne. Die Besiegten faßten neuen Muth. „Rabbi, Einziger, Goldener, Heiliger; wirk' ein Wunder, zerschmettere die Gottlosen!" rief es von allen Seiten.

„Ein Wort von Dir und die Erde verschlingt sie," schrie der Schames.

„Verbrenne Sie zu Asche mit Deinem Blick," jubelte Sendel Hammelschwanz.

„Ja, wirk' ein Wunder, Rabbi," sprach Jenta, die muthig zwischen die feindlichen Parteien trat „und wir sind besiegt und schneiden uns alle die Haare ab."

Alle schauten auf Rabbi Löwenstamm, aber die Erde that sich nicht auf. Er verbrannte auch Keinen mit seinem Blick, sondern kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

„Ich will Euch noch verschonen," sprach der Rabbi, „ich will versuchen Euch zu belehren. Es steht geschrieben im Gesetz, daß die Frau soll scheeren ihr Haar. —"

„Nein, nicht im Gesetz," erwiederte Jenta lebhaft, „nur in den Vorschriften der Rabbiner und da ein jeder andere Vorschriften giebt, kann man sie halten oder nicht, wie man will."

„Es steht doch geschrieben, abschneiden," fuhr der Rabbi fort, „weil eine Frau soll Niemanden gefallen als ihrem Mann, und weil in den Frauenhaaren ein Lockgeist wohnt, Azik genannt."

„Wenn sie aber dann dem eigenen Manne nicht mehr gefällt?"

„Sie muß ihm gefallen, das ist Vorschrift."

„Und wenn es geboten ist, das Haar zu schneiden," fuhr Jenta fort, warum ist es den Frauen erlaubt, Stirnbinden zu tragen, deren Edelsteine mit ihren Augen an

Glanz wetteifern und sich in Seide und Sammt zu kleiden und in kostbares Pelzwerk? geschieht dies auch um keinem Mann zu gefallen?"

„Rabbi Löwenstamm fand keine Antwort."

„Ein Wunder, wir wollen ein Wunder sehen," rief Jenta, sonst glauben wir nicht, daß Du unfehlbar bist."

„Ein Wunder," wiederholte die Menge.

„Und jetzt erst recht nicht," erwiederte der Rabbi und ging eilig von dannen.

Es wurde nun leicht, Frieden zu stiften, besonders wenn ein Engel wie Jenta zwischen die Streitenden tritt und so geschah es, daß eine Viertelstunde später die Juden von Babniki und Kurniki in und vor dem Hause des Mendel Goldhahn, freundschaftlich vereint, den rothen Ungarwein tranken und mit lautem Jubelgeschrei das junge Ehepaar leben ließer

Die graue Wand.

I.

Im Walde zwischen Brestowo und Kamieniki, dort, wo die Straße die volle Höhe des Berges erreicht hat, steht ein großes steinernes Kreuz. Vom Regen ausgehöhlt, von der Luft verwittert, mit Moos bewachsen, ist es ein steinerer Zeuge jener Zeiten, wo noch die Horden der Tartaren diese Landstrecken verwüsteten. An der Stelle, wo es steht, sollen sie einst mehrere tausend Menschen, die sich in den Wald geflüchtet hatten, entdeckt und hingeschlachtet haben.

Das Volk singt heute noch ein grauses Lied von dieser Tartaren-Schlächterei, und in den Spinnstuben werden unheimliche Geschichten erzählt, die sich an diese Unglücksstätte knüpfen. Es geistert dort. Vor Allem soll Keiner, der in der Mitternachtsstunde dort vorübergeht, versäumen, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Wer sich nicht bekreuzt, vor dem steht plötzlich eine graue Wand da, die von der Erde bis zum Himmel reicht, und sperrt ihm den Weg.

Es war dem Geiger Hnatschuk geschehen, daß er vor dieser grauen Wand, auf den Steinen, zu Füßen des ver-

witterten Christusbildes sitzen bleiben mußte, in seiner Todesangst die lustigsten Tänze fiedelnd, bis zum weißen Morgen, und der Kirchensänger Krotschba, welcher sich zu sehr auf das Weihwasser verließ, mit dem seine Kleider besprengt waren, und auf die Teufelswand losging, zerschlug sich die Nase in einer Weise, daß sie ihm vierzehn Tage lang wie ein brennendes Kirchenlicht im Gesichte stand.

Die Burschen aus Kamieniki besuchten gern die Schenke von Brestowo, weil dort Hnatschuk spielte und keiner in der Gegend der Geige solche Töne zu entlocken verstand wie er. Unter seiner Hand begann das todte hölzerne Ding zu sprechen, zu singen, zu lachen und zu weinen, zu jauchzen und zu zaubern, so daß die Füße von selbst zu tanzen anfingen, wenn er die Kolomijka spielte.

So war denn eines Abends auch Andriy Tschereow dahin gegangen, hatte dem Spiele des Geigers gelauscht, viel Branntwein getrunken, mit den hübschen Mädchen von Brestowo getanzt, wieder viel Branntwein getrunken, und war dann durch die linde, sternenhelle Septembernacht nach Hause gegangen. Als er sich dem Kreuze näherte, dachte er wohl an die Sagen, die sich an dasselbe knüpften, aber ihm war gar nicht bange, denn es war ja lange nicht Mitternacht.

Er pfiff ein keckes Liedchen, das er beim Regiment erlernt hatte, und schritt langsam die Höhe hinan, denn die Straße wurde hier ziemlich steil, und zu beiden Seiten stürzten tiefe Waldgründe herab. Da wurde es dunkel und dunkler. Der Lärm des Dorfes war längst verstummt. Ringsum herrschte tiefe Stille, und dann begann eine Eule im Dickicht kläglich zu rufen.

Andriy blieb stehen. Ihm zur Seite stand jetzt das

Kreuz und vor ihm plötzlich, eine wahre Zauberei — die graue Wand.

Rasch bekreuzte er sich, aber es war zu spät — die graue Wand blieb stehen wie festgemauert. Schon wollte er darauf losgehen, da fiel ihm die Nase des Kirchensängers ein, und er machte wieder Halt.

Nun dachte er daran, umzukehren, aber als er sich wendete, stand eine zweite graue Wand hinter ihm, ebenso hoch und breit und drohend. Da ging ihm allerdings ein Schauer durch den Leib, und das Herz begann ihm mächtig zu klopfen. In dieser verzweifelten Lage tröstete ihn jedoch die Nähe des Kreuzes. Hier war er sicher, hier konnte ihm kein Teufel und kein Gespenst irgend etwas anhaben, um so weniger, als er sich keiner schweren Sünde bewußt war. Andriy ließ sich also auf den bemoosten Steinen zu Füßen des Heilands nieder und begann zu beten, andächtiger, als er jemals in der Kirche gebetet hatte.

So saß er geraume Zeit, den Blick vor sich auf die gefalteten Hände gerichtet. Durch ein Geräusch erschreckt, wendete er den Kopf, da trat, ebenso plötzlich, wie sich die graue Wand vor ihm erhoben hatte, aus dieser, wie hinter einem flatternden Vorhang, eine weibliche Gestalt hervor und ging auf ihn zu.

„Du bist es, Andriy?“ rief eine helle Stimme.

„Bleib' mir vom Leibe,“ erwiderte er, „ich kenne Dich, Du bist der Satan!“

„Ein Teufel bin ich vielleicht,“ sprach das hübsche Mädchen, das jetzt vor ihm stand, „Du aber bist ganz gewiß ein Esel. Sieh mich doch einmal an!“

Andriy erhob zögernd den Kopf und erkannte Baja Kosello, ein Bauernmädchen aus Brestowo.

Es galt als ausgemacht in beiden Orten, daß Andriy und Baja sich haßten. Niemand freilich wußte einen Grund für die gegenseitige Abneigung anzugeben, aber da sie sich bei jeder Gelegenheit feindselig begegneten, wozu da noch nach einem Grunde forschen?

Wären sie an einem anderen Orte zusammengetroffen, hätte Andriy wohl in einem ganz anderen Tone mit ihr gesprochen, aber hier erschien sie ihm fast wie ein Engel, den ihm der Himmel gesendet hatte, und er fragte sie mit einem Lächeln: „Wie kommst Du hierher?“

„Von Kamieniki, wo ich zu Besuch bei meiner verheiratheten Schwester war.“

„Aber wie konntest Du durch die graue Wand gelangen?“

„Welche Wand?“ — sie sah sich um — „ah! Glaubst Du etwa auch an das Märchen? Das ist nichts Anderes als der Nebel!“

„Und dort?“

„Auch Nebel!“

Er schüttelte den Kopf. „Wie konnte sich der Kirchensänger am Nebel die Nase zerschlagen?“

„Der hatte zu viel getrunken, mein Theurer! Und Du, Du bist wohl auch nicht nüchtern?“ Sie begann laut und spöttisch zu lachen. „Komm, Du sollst sehen, daß die graue Wand vernünftiger ist als Du — denn sie giebt nach.“

Andriy folgte ihr ein paar Schritte, machte dann aber nochmals Kehrt. „Nein“, rief er, „der Mensch soll Gott nicht versuchen!“

„Aber Andriy, da ich durchgekommen bin, weshalb solltest Du Dir gerade den Kopf einrennen?“

Sie faßte ihn kräftig unter dem Arme. „Vorwärts, Du Held, schäme Dich!"

Andriy bekreuzte sich, und schritt dann an Bajas Seite, seine Seele Gott, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen empfehlend, auf die schauerliche, graue Wand zu. Und wirklich! Sie gab nach, Schritt für Schritt wich sie vor ihnen zurück, und als sie die Höhe hinabgestiegen, war sie mit einem Male verschwunden.

„Nun," sagte Baja, welche stehen blieb und die Arme in die Hüften stemmte, „bist Du ein Esel?"

„Ja."

„Traust Du Dich jetzt allein nach Hause zu gehen?" Andriy nickte.

„Dann geh' mit Gott!"

„Ich danke Dir, Baja!"

„Es ist nicht des Dankes werth. Gute Nacht!"

* *
*

Seit diesem nächtlichen Abenteuer ging Andriy der hübschen Baja aus dem Wege; er schämte sich vor ihr, sie dagegen verfolgte ihn um so mehr mit ihrem Spott und ihren Blicken, die wie Nadeln in sein Herz stachen.

Eines Tages, als sie eben in seinem Dorfe war, fuhr ein seltsames Gefährte durch dasselbe: Ein leichter Wagen, von drei feurigen schwarzen Pferden gezogen, auf dem Kutscherbocke ein Greis mit weißen Locken und einem langen weißen Barte, einem Patriarchen ähnlich, und im Wagen selbst ein Mädchen von stolzer Gestalt, den Kopf mit einem weißen Tuche umwunden, mit einer Sukmana aus hellblauem, mit weißem Pelzwerke besetzten Tuche bekleidet. Alle staunten diese biblische Erscheinung an. Als sie an

Andriy vorbeifuhr, wendete sie ihm langsam den edelgeschnittenen schönen Kopf zu, und ihre großen blauen kalten Augen blieben eine Weile an ihm haften.

„Das ist die Gottesmutter der Duchoborzen von Kasinka Mala," sagte der Musikant.

„Sie ist wahrhaft eine Zarin an Schönheit," versetzte Andriy.

„Eine Gottesmutter kann doch nicht häßlich sein," meinte der Musikant.

„Warum nicht?"

„Weil sie Gott vorstellen soll auf Erden," gab der Erstere zur Antwort, „so glauben die Duchoborzen, aber sie stellt vielmehr den Satan vor in ihrem Türkenpelze."

„Mag sein," murmelte Andriy, „schön bleibt sie doch."

„Ein schöner Satan also."

Und wieder traf Baja Andriy beim Kreuze im Walde, nur daß es diesmal heller Tag war und daß sie ihm nachgegangen war, als sie ihn sein Dorf verlassen sah.

„Wohin gehst Du?" rief sie ihn an.

„Nach Brestowo."

„Und dann?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Soll ich Dir's sagen? Dann willst Du nach Kasinka Mala. Denkst Du daran, Dich dieser falschen Prophetin, dieser Ketzerin zu Füßen zu werfen? Die Duchoborzen sind nicht nur Ketzer, sie sind Narren und Betrüger, und ihre Gottesmutter ist wie ein Sultan unter ihnen. Sie liefert Deine Seele dem Teufel aus."

„Ich will sie einmal sprechen, weiter nichts," sagte Andriy.

„Du sollst nicht hingehen, verstehst Du," rief Baja immer leidenschaftlicher, „es handelt sich um Dein Wohl; Du darfst nicht."

„Laß' mich in Ruhe!"

„Andriy, ich bitte Dich!" Das hübsche Mädchen vertrat ihm den Weg und sah ihn an. Wie denn? So ganz anders als sonst.

„Was liegt Dir denn an mir?" sprach Andriy. „Du haßt mich doch!"

„Der Heiland hat uns gelehrt, selbst unseren Feinden Gutes zu thun."

„Bin in denn Dein Feind?"

„So sagt man!"

„Man sagt auch, daß Du meine Feindin bist."

„Ich bin es nicht."

„Weshalb haben wir denn dann stets gestritten und uns Böses zugefügt?" fragte Andriy erstaunt.

„Weiß ich's denn?"

„Soll ich's Euch sagen?" sprach plötzlich eine Stimme hinter den Beiden. Es war die alte Bartschowa, Bajas Pathin, die im Walde Reisig gesucht hatte und dann eine kurze Strecke hinter ihnen gegangen war.

„Weßhalb also?"

„Weil Ihr in einander verliebt seid!"

Andriy und Baja warfen sich einen raschen, erschreckten Blick zu, der so spaßhaft war, daß die alte Bartschowa laut zu lachen begann, dann wendete ihm Baja verschämt den Rücken, und er blickte verlegen seine hohen glänzenden Stiefel an — vielleicht studirte er sein Gesicht in diesem anspruchslosen Spiegel.

„Also," begann die Alte, „was habt Ihr? Hab' ich's errathen? Fehlt Euch der Muth zu schönen Worten. Wollt

7*

Ihr's weiter treiben wie bisher? Oder soll ich Euch zu Hilfe kommen?"

Andriy sah Baja von der Seite an und lächelte.

„Bist Du stumm geworden?" rief wieder die Alte und stieß ihn mit der Faust in die Rippen.

„Mir ist's recht", murmelte er endlich.

„Nun, Gott sei Lob und Dank!" sprach die Alte und klatschte in die Hände, während Baja die Flucht ergriff.

II.

Am folgenden Tage begann die alte Bartschowa bereits ihre segensreiche Thätigkeit. Herrscher können bei solchen feierlichen Gelegenheiten kein strengeres Ceremoniel beobachten als unsere Bauern. Deshalb kann auch nicht ein Jeder mit einem so wichtigen Amte betraut werden. Nachdem Andriy sich einen sogenannten Starosten erwählt hatte, ging die Alte mit diesem in das Haus des Bauern Kosella. In dem Arme trug sie gleich einem Kinde, fast zärtlich, eine Branntweinflasche.

„Ist hier im Hause eine Kalbin zu verkaufen?" fragte sie nach altem Brauch.

„Ja, ich denke," erwiderte Vater Kosella.

Damit war die Werbung günstig aufgenommen, und nachdem Kosella und seine Frau auch den mitgebrachten Branntwein nicht zurückgewiesen hatten, brachten die Alte und der Starost ihr Anliegen vor. Man war bald einig und rief Andriy herbei, der mit mehreren jungen Männern, die in diesem Falle den stolzen Namen Bojaren führen,

hereintrat und selbst die Werbung wiederholte. Vaja hatte sich auf dem Heuboden versteckt, wie es ihre Pflicht war. Es währte geraume Zeit, ehe ihr Vater sie fand und dem Freier zuführte. Andriy steckte ihr einen Ring an den Finger und empfing dasselbe Zeichen der Verlobung von der purpurrothen, lächelnden Vaja, welche dann wieder die Flucht ergriff.

Drei Wochen später, an einem Samstag Abend fand die Hochzeit statt.

Nachdem man ihm gemeldet hatte, daß die Braut bereit sei, kam Andriy in feierlichem Zuge mit seinem Brautführer, seinem Starosten, seinem Marschall und den Bojaren, voran die Musik und die Sängerinnen in Sonntagskleidern, mit Bändern und Blumen aufgeputzt. Der Marschall übt das Amt des Spaßmachers und der Brautführer zugleich jenes des Ceremonienmeisters. Der Erstere trägt einen kleinen mit Bändern und vergoldeten Nüssen aufgeputzten Tannenbaum, der Brautführer, welcher die ganze Feier und Festlichkeit leitet und beaufsichtigt, hat ein seidenes Band am Arme und einen großen Stock in der Hand.

Indeß hatte sich Vaja verweint und bleich auf einen Stuhl mitten in die Stube gesetzt, und die Kranzmädchen, wanden ihr unter rührenden, melodischen Gesängen, welche noch aus uralter Heidenzeit stammen, den Brautkranz und setzten ihr denselben auf.

Nachdem Andriy mit seinem Gefolge wie ein morgenländischer König eingezogen war, nahmen die Eltern der Braut auf einer Bank Platz. Andriy und Vaja warfen sich ihnen drei Mal zu Füßen und baten um ihren Segen. Als sie ihn feierlich erhalten hatten, ordnete sich der Zug, und alle begaben sich durch das Dorf zur Kirche, der Bräutigam von den Kranzmädchen, Vaja von dem Braut-

führer und dem Starosten geleitet, voran der Marschall, die Musik und die Sängerinnen.

Nach der Trauung kehrte jedes der jungen Eheleute in sein Haus zurück, wo nun gegessen, getrunken und getanzt wurde bis in die Nacht hinein.

Eine Stunde vor Mitternacht nahte wieder Andriy mit seinem Gefolge. Es war kalt, aber schön, und silbernes Mondlicht erfüllte weithin das Dorf und den Wald.

Als der Brautführer eintrat, war in der großen Stube ein förmlicher Berg errichtet aus Allem, was Baja an Hausgeräth, Leinwand, Kleidern und Pelzwerk mitbekam. Oben auf diesem Berge saß Baja und um sie standen die Kranzmädchen wie Hofdamen um den Thron einer Fürstin.

„Was willst Du?" fragten sie den Brautführer singend.

„Mein Vetter hat gehört, daß hier im Dorfe eine Schönheit sondergleichen lebt; ist das so?"

„Alle unsere Mädchen sind schön, welche meinst Du?"

„Die ich suche, ist schlank wie eine Tanne, die sich im Winde schaukelt, ihre Augen glänzen wie Sterne, ihr Haar ist schwarz wie Rabenfittich, ihre Lippen sind wie eine offene Rose."

„Ich erkenne sie," erwiderte das erste der Kranzmädchen, „es ist Baja Kosella; was suchst Du bei ihr?"

„Ich bin gekommen, um sie zu werben."

„Geh' und sag' Deinem Vetter, er soll anderswo werben; wir geben sie nicht her."

„Wollt Ihr sie nicht gutwillig geben," rief jetzt der Brautführer, den Stock wie eine Waffe erhebend, „dann müssen wir sie uns mit Gewalt nehmen!"

Nach diesen Worten wurde er von den Kranzmädchen hinausgetrieben und die Thür verschlossen. Während er draußen das Signal zum Angriffe gab, schickten sich die Verwandten Bajas zur Vertheidigung an. Ein scheinbar heftiger Kampf begann. Von beiden Seiten wurden Flinten und Pistolen abgeschossen, und dann suchten die Begleiter Andriys die Thür einzustoßen. Baja selbst schob den Riegel zurück. Die Thür gab nach, und die ganze Schaar der jungen Burschen stürmte jauchzend in das Haus.

Andriy hob Baja auf seine Arme und trug sie hinaus, wo schon sein Wagen, mit drei muthigen kleinen Pferden bespannt, bereit stand, hob sie auf den Sitz und ergriff die Zügel. Zugleich schwangen sich seine Begleiter auf ihre Pferde, und nun ging es im Sturme durch den Wald nach Kamieniki, bei Peitschenknall, unter immerwährendem Schießen und Jubeln der Burschen, die den Wagen begleiteten, mitten durch die graue Wand hindurch, welche wieder so vernünftig war, dieser wilden fröhlichen Horde nachzugeben.

Der Wagen mit der Aussteuer Bajas folgte langsam.

Am nächsten Morgen wurde das junge Ehepaar mit Musik und Gesang geweckt. Baja nahm den Besen und fegte die Stube, dann holte sie Wasser vom Brunnen und besprengte damit alle Räume und das Vieh im Stalle, während die Sängerinnen die symbolische Handlung mit Gesängen begleiteten.

Das war die Weihe des Hauses; nun folgte die Krönung der neuen Herrin.

Feierlich, unter althergebrachten Redensarten, band die Mutter Andriys der schönen, lächelnden Baja das weiße Tuch um den Kopf, das die verheiratheten Frauen tragen, nnd zog ihr den neuen, farbig gestickten, langen Pelz an.

Jetzt erst war sie Frau und Wirthin und wurde von Allen beglückwünscht.

Dann begann von Neuem Musik und Gesang, Essen und Trinken, Scherz und Tanz.

Andriy und Vaja saßen auf der Bank beim Ofen, Hand in Hand, und schauten zufrieden dem heiteren Treiben zu.

„Sag mir, Frau," sagte endlich Andriy, „weshalb Du mich eigentlich so feindselig behandelt hast?"

„Weil ich Dich schon immer lieb hatte," gab sie lachend zur Antwort, nahm ihm beim Kopf und küßte ihn.

Der selige Unufry.

Der selige Unufry wurde von Niemanden besonders betrauert, weder von den Nachbarn, mit denen er stets im Proceß gelegen, noch von den anderen Bauern, die des ewigen Streitens mit ihm in Schenke und Gemeinde-Canzlei herzlich müde waren, noch vom Pfarrer, während dessen Predigt er stets laut geschnarcht hatte, am wenigsten aber von seiner Frau. Unufry hatte dieselbe nämlich grundsätzlich jedesmal geprügelt, wenn er aus der Schenke heimgekehrt war, und da er drei mal des Tages aus der Schenke heimkam, so hatte er sie mindestens dreimal täglich mit dem Stocke behandelt.

Wer sollte ihm also nachweinen?

Und es gab doch einen Menschen, der seiner mit Wehmuth gedachte, das war Meisel Meiseles der Schenkwirth, bei dem er sich täglich die drei Räusche geholt hatte die er auf dem Rücken seiner Frau zu buchen pflegte.

Kadja, die Witwe Unufry's, war ein junges hübsches Weibchen mit voller Brust und runden Hüften, das den Männern wohl gefallen konnte. Wenn sie in ihren rothen Stiefeln, ihrem bunten Rock und farbigen Mieder, mit dem in türkischem Geschmack gestickten Schafpelz angethan,

mit Goldmünzen und Korallen behangen, durch das Dorf ging und unter dem madonnenhaften Kopftuch die schwarzen Flechten und Augen hervorleuchteten, stieß wohl Der und Jener den Nachbarn mit dem Ellenbogen und zwinkerte mit den Augen, als wollte er sagen „ein fetter Bissen was? das Frauchen und das Gütchen, das ihr gehört.“

Doch Kadja hatte keine Eile sich wieder einspannen zu lassen, wie sie sagte, sie wollte sich erst einige Zeit ihrer Freiheit freuen und mit Muße und Vorsicht wählen, denn wenn man einmal Herrin war, hat man wenig Lust wieder zur Sclavin zu werden.

Doch wenn Unufry auch Niemandem im Hause fehlte, so ging immerhin seine Kraft in der Wirthschaft ab, und diese mußte vorläufig in anderer Weise ersetzt werden. Kadja entschloß sich deshalb einen Knecht zu nehmen und fand bald im Nachbardorf einen jungen Burschen, wenig älter als sie selbst, der vor kurzem erst vom Regimente Parma heimgekehrt war, als braver arbeitsamer Mensch galt und, was die Hauptsache war, ihr selbst gut gefiel.

Matuschko, der mit seinen wenigen Habseligkeiten zu Ostern in dem ansehnlichen Bauernhofe einzog, war hoch und schlank gewachsen und glich mit seinem streng geschnittenen sonnenbraunen Gesicht, seiner kleinen Adlernase, dem dunklen Haar und den kühnen grauen Augen mehr einem türkischen Harumbaßa, als einem friedlichen, galizischen Ackerbauern. Er kam zur Zeit, wo es die meiste Feldarbeit gab und nahm sich aller Dinge ernstlich und fleißig an, dabei machte er wenig Worte und diese wenigen nur dann, wenn ihm die hübsche Witwe einen verkehrten Befehl gab und es zu beweisen galt, daß er die Sache besser verstände als sie. So kam es denn, daß sie sich von Anfang an gut verstanden und mit der Zeit immer besser.

Es geschah nicht selten, daß Matuschko pflügte und daß Kadja auf das Feld hinauskam, um ihm zuzusehen oder gar die Pferde zu lenken, während er selbst die Furchen zog. Kam er erhitzt und müde nach Hause, so aßen sie zusammen und die Witwe hatte jederzeit Acht auf ihn, daß er nicht zu kurz kam. Ebenso des Abends. Denn, ehe sie zur Ruhe gingen, saßen sie oft zusammen vor dem Hause und Kadja plauderte und Matuschko hörte zu.

Es war ein einfaches Leben, einförmig und arbeitsam, das sie führten, und doch spann auch in dieses dumpfe dämmerhafte Dasein die Poesie ihre Sonnenfäden, denn wo Liebe ist, ist auch Poesie und Matuschko liebte seine Herrin vom ersten Tage an, auf Landmannsart, ruhig und versteckt, aber deshalb nicht minder stark.

Nur am Sonntag ließ er ein wenig davon merken, aber nicht viel mehr als eine Art stillen Wohlgefallens und dies auch nur, wenn sie im vollen Putz zur Messe in die Kirche ging, frisch wie eine Waldkirsche.

Doch Kadja gefiel nicht ihm allein. Es währte nicht lange, so fand sich ein Freier im Dorfe, der wohlhabende Bauer Jarko. Derselbe wurde mit diplomatischer Höflichkeit aufgenommen und begann die hübsche Witwe regelmäßig zu besuchen.

Matuschko schien sich in keiner Weise darüber zu grämen, er bemerkte es nicht einmal, aber merkwürdiger Weise störten die Besuche Jarkos die Ruhe des seligen Unufry.

Eines Sonntags, als Jarko mit noch zwei Freunden den Abend bei Kadja zugebracht und ihren Würsten und ihrem Brantwein zugesprochen, während Matuschko unter den Bäumen des Obstgartens einer Pfeife, die er sich geschnitzt, melancholische Volksweisen entlockt hatte, geschah es,

daß die Witwe Unufry's um Mitternacht durch ein lautes Rasseln und Stöhnen geweckt wurde. Sie richtete sich auf und erblickte eine weiße Gestalt, welche auf der Schwelle stand und winkte. Ihr Entsetzen war so groß, daß sie keinen Laut hervorbrachte, sondern sich zitternd unter der Decke verbarg, bis sie deutlich vernahm wie sich das Gespenst mit schlürfenden Schritten entfernte.

Am folgenden Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Leuten.

„Ihr müßt es ansprechen, Frau," sagte die alte Magd, „sonst kommt es jede Nacht wieder.

Und richtig, zur nächsten Mitternacht fand sich der selige Unufry pünktlich wieder ein. Kadja verschwand wieder unter der Decke, aber sie faßte sich endlich doch ein Herz und sprach den Geist an.

„Weshalb verläßt Du Dein Grab?" fragte sie, „und störst meine Nachtruhe."

„Es ist schrecklich, Kadja, wenn man zwischen Himmel und Erde wandern muß als ruheloser Geist," erwiderte Unufry, wie aus einer Blechkanne heraus.

„Was stört denn Deine Ruhe? soll ich Messe lesen lassen oder beten?"

„Thu' es, thu' es, es kann nicht schaden, denn meine Sünden drücken mich sehr, aber ich muß so lange ausharren, bis der Schatz, unrecht Gut, das ich vergraben habe, gefunden und der heiligen Kirche geweiht worden ist."

Mit diesen Worten verschwand er. Am folgenden Tage begann die Wittwe ihre Leute auszuforschen, ob keines von ihnen irgend etwas bemerkt hatte, das zur Entdeckung des heimlichen Schatzes führen konnte. Zuerst wollte sich Keiner von ihnen entsinnen, dann rief die alte

Magd: „Doch, ich habe den Bauern einmal gesehen, wie er unter der alten Linde gegraben hat."

Man wühlte nun das ganze Erdreich um die Linde herum auf, fand aber nichts.

Indeß hatte sich die schauerliche Sage im Dorfe verbreitet, jenseits des Zaunes stand eine Schaar von Kindern, welche das Geisterhaus furchtsam betrachteten, Männer und Frauen traten wohl in den Hof hinein und der alte Valenti, der noch unter Marschall Radetzki gefochten, blickte sogar durch das Fenster herein, doch in das Haus wagte sich Niemand.

In diesem trafen die geängstigten Bewohner alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, die alte Magd räucherte, Gebete murmelnd, alle Räume mit Hexenkraut, Matuschko malte an jede Thür und Schwelle drei große Kreuze mit Kreide, die Wittwe aber legte sich Gebetbuch und Rosenkranz unter das Kopfkissen und hing den Weihbrunn mit dem kleinen Wedel über ihr Bett.

Gegen Abend pfiff es draußen. Niemand wollte nachsehen, wer da wäre, zuletzt zeigte sich doch noch Kadja als die Muthigste und entschloß sich die Thüre handbreit zu öffnen. „Wer da?"

„Ich, mein Täubchen."

„Jarko?"

„So ist es."

„Kommt doch herein."

„Ich glaube, meine Goldene, so lange der selige Unufry Nachts umhergeht, bleibe ich lieber fort. Es ist ein Zeichen, daß er keinen Anderen in seinem Hause dulden will, der Himmel beschütze Euch."

Kadja schlug zornig die Thür zu.

Merkwürdigerweise zeigte sich Unufry in dieser Nacht nicht und ebensowenig beunruhigte er seine Wittwe in der folgenden. Die Kreuze, das Hexenkraut und der Weihbrunn schienen ihn doch in Respect zu halten.

Nach ein paar Wochen hatten sich nicht nur Kadja und die Leute im Hause, sondern auch die Bauern im Dorfe beruhigt und es erschien sogar eines Tages ein neuer Bewerber um Hand und Hof der hübschen Wittwe, der Grundwirth Gingello. Wieder wurde den Würsten und dem Branntwein tüchtig zugesprochen, doch ließ sich Gingello kein zweites Mal blicken, denn in derselben Nacht wurde die unglückliche Kadja neuerdings durch den irrenden Geist ihres entschlafenen Gatten aus dem Schlafe geweckt.

Jetzt war es entschieden. „Der selige Unufry will nicht zugeben, daß seine Wittwe sich wieder verheirathet," sagte der Kirchensänger und was dieser sagte, war ein delphischer Orakelspruch.

Die Folge war, daß Niemand im Dorfe es mehr wagte, sich Kadja zu nähern. Der Spuk hatte zwar aufgehört, aber ein Jeder sagte sich, daß er sofort wiederkehren würde, sobald ein neuer Freier die Schwelle überschreite.

Kadja war recht unglücklich, was half ihr Geld und Gut, was ihr hübsches Gesicht, ihr runder Körper, sollte sie ihr Leben etwa vertrauern?

Sie kam zu dem Pfarrer und klagte diesem ihre Noth, doch auch dieser wußte weder Rath noch Hilfe.

Im Herbste wurde in der Kreisstadt der Jahrmarkt abgehalten. Kadja fuhr dahin, um Häute, Talg, Würste und Käse an den Mann zu bringen und dafür Töpfe und

Pfannen, farbige Bänder und Korallen und ein paar neue Stiefel einzukaufen. Bei dieser Gelegenheit lernte sie den Schreiber Posanski kennen, einen Menschen, bei dem man stets im Zweifel war, ob er mehr sprach oder trank. Er galt bei den Bauern als eine Art Gelehrter, Justinian und Hippokrates, sie zogen ihn zu Rathe, sobald sie einen Proceß hatten und wenn es sie in der Leber stach. Diesem klagte Kadja ihr Leid und er, ein Freigeist, lächelte überlegen.

„Unsinn," rief er, „ich kenne keine Furcht, ich heirathe Euch auf der Stelle."

„Das wäre allerdings eine große Ehre für mich," flötete die Wittwe, die Augen kokett verdrehend, „doch Sie scherzen wohl, Herr Wohlthäter."

„Keineswegs, hier meine Hand."

Sie schlug ein und ließ in ihrem Stolze zwei Flaschen Wein kommen, welche Posanski fast ganz allein leerte. Während Kadja durch die mondhelle Nacht nach Hause fuhr, hatte sie beiläufig dieselbe Empfindung wie die Rohatyner Pfarrers Tochter Anastasia Lissowski, als sie von Soliman dem Prächtigen mit dem Hermelinkaftan einer Sultanin bekleidet wurde.

Der seelige Unufry faßte die Sache offenbar anders auf.

Es schlug vom Thurme der Dorfkirche Mitternacht, da sprang die Thüre auf und eine weiße Gestalt zeigte sich auf der Schwelle von Kadjas Kammer, und als das hübsche Weibchen, ihre muthigen Vorsätze, Weihbrunn und Weihwedel vergessend, unter die Decke kroch, begann der erzürnte Geist an derselben zu zerren und mit dumpfer Stimme zu rufen: „Geh in Dich! gedenke Deiner Sünden

und nicht schnöder Wollust und Eitelkeit, das Gericht Gottes ist nicht ferne!"

Kadja war einer Ohnmacht nahe, als der selige Unufry sich endlich mit derselben schlürfenden Schritten, die er jedesmal hören ließ, entfernte.

Am folgenden Nachmittag kam der Schreiber im blauen Frack, mit einer rothen Nelke im Knopfloch in einer Juden-Butka angefahren. Kadja flog ihm freudevoll entgegen.

„Willkommen gnädiger Herr," sprach sie, „ach ich armes elendes Weib, er war schon wieder da!"

„Wer?"

„Der selige Unufry — heute Nacht."

Posanski zog die Stirne in Falten.

„Da ist nichts zu machen, als daß ich diese Nacht hier bleibe," erwiederte er.

„Das geht doch nicht, theurer Herr, was werden die Leute sagen?"

„Ich werde also vor dem Hause Wache halten."

„Und wenn er Ihnen den Hals umdreht?"

„Bah!" Posanski zog eine Pistole hervor, „Ich bin auf Alles gerüstet!"

Die Nacht kam heran. Kadja ließ die alte Magd bei sich in der Kammer schlafen und der Schreiber, mit seiner Pistole und einer Flasche starken Kornbranntweins postirte sich auf der Bank vor dem Hause. Matuschko hatte noch überdies den großen Wolfshund losgelassen, der mit leuchtenden Augen den Hof durchschritt. Es wurde dunkel und still, am Himmel erglänzten die Sterne, auf Rasen und Büschen lag silberner Reif. Nebel verhüllten die Ferne. Ein heftiger Wind brauste durch die Wipfel,

schüttelte die letzten bunten Blätter herab und trieb mit ihnen ein muthwilliges Spiel.

Die Zeit schlich dahin, Posanski hatte Mühe, um nicht einzuschlafen. Endlich schwere Glockenschläge, die Geisterstunde. Plötzlich ertönte im Hause ein lauter Schrei. Posanski fühlte die Haare auf dem Kopfe sich aufrichten, er stand auf und spannte den Hahn seiner Pistole. Es war die höchste Zeit. Schon sprang die Thüre auf und der selige Unufry zeigte sich, in weiße Tücher gehüllt, mit warnend erhobener Hand.

Der große Wolfshund sprang mit wüthendem Gebell auf die Erscheinung los, beruhigte sich aber sofort, begann zu winseln und zog sich endlich wedelnd zurück.

„Bist Du ein Geist fragte der Freigeist mit bebender Stimme, dann belehre uns, wie wir Dir und uns Ruhe schaffen können, bist Du aber ein lebendiger Mensch, dann gebe ich Dir Zeit, Dich auf eins, zwei, drei zu flüchten.

Die Erscheinung gab Posanski ein Zeichen sich zu entfernen.

„Eins."

Der selige Unufry drohte mit der Hand.

„Zwei."

Der Geist ging langsam auf den Schreiber zu.

„Drei."

Posanski schoß seine Pistole ab. Der Geist stieß ein teuflisches Lachen aus, warf dem Freigeist die Kugel vor die Füße, entriß ihm die Pistole und begann mit derselben auf ihn loszuschlagen. Posanski floh durch den Hof und die Dorfstraße, der selige Unufry lief hinterdrein und bearbeitete ihn unermüdlich mit dem Kolben, bis sie Beide an den Bach kamen, der die Mühle trieb. Hier

faßte der Geist den Schreiber beim Kragen und warf ihn in das Wasser. Der Unglückliche kam an dem anderen Ufer heraus und verschwand zwischen den Weiden. Vergebens erwartete ihn Kadja am folgenden Tage, statt seiner kam nur ein Brief, in dem er für immer Abschied nahm.

Kadja war jetzt der Verzweiflung nahe und in dieser Stimmung, in der sie Alles verloren gab, faßte sie einen herzhaften Entschluß. In der nächsten Nacht legte sie sich vollkommen angekleidet auf ihr Bett, mit dem Vorsatz dem Spuk ein Ende machen.

Mit dem Schlage der Mitternacht erschien der selige Unufry.

Kadja zog die Decke über den Kopf, und wartete bis er zu Füßen ihres Lagers stand, dann sprang sie auf, sperrte die Thür und ergriff mit einer Hand den Weihwedel mit der anderen den Kantschuk. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks.

Im zweiten schlug sie bereits auf die Erscheinung los und da die Hiebe trafen, das Gespenst also nicht körperlos war, stieg ihr Muth und sie faßte es derb an dem Kopfe.

„Ich bin es Kadja, flehte eine wohlbekannte Stimme.

„Du — wer ist das?"

„Matuschko."

Die entschlossene Witwe riß ihm das Leimtuch herab und da stand er wirklich, bleich und bebend vor ihr.

„Weshalb quälst Du mich denn in dieser Weise?" fragte sie noch immer zornig.

„Weil ich Dich von Herzen lieb habe, Kadja, nur deßhalb."

Nun schwand ihr Zorn und sie begann laut zu lachen.

„Aber wie kommt es, daß er dich nicht erschossen hat“, fragte sie nach einer Weile.“

„Ich habe einfach, während Ihr schwelgtet, die Kugel herausgezogen.“

Am nächsten Sonntag wurde die bevorstehende Verbindung zwischen Matuschko und Kadja von der Kanzel herab verkündet.

Diesmal erschien der selige Unufry nicht.

Die Iliade von Svienize.

Es war ein trüber Tag, ohne Sonnenlicht, ohne das Spiel der bunten Lichter auf Blättern und Blumen, an dem Herr Boleslaw Bartmanski mit seinem jüdischen Arrendar Jesch Flickelles in Streit gerieth. Die Natur schien ein großes Ereigniß verkünden zu wollen, und zwar kein freudiges; denn das abgefallene Laub, mit dem der Wind auf dem fahlen Rasen spielte, raschelte noch herbstlicher als sonst, die grauen Wolken hingen drohend über dem nahen Städtchen Svienize, und die Krähen krächzten auf den hohen Pappeln, die den kleinen Edelhof von Gladow umstanden, als wollten sie den heißblütigen Besitzer warnen. Der Branntweinpächter hatte diesen dadurch erzürnt, daß er dessen Gänseheerde von seiner Wiese vertrieben hatte; der Gutsherr war den Retterinnen des Kapitols zu Hilfe gekommen und hatte seinen Kantschuk auf dem Rücken des Juden tanzen lassen. Dieser hatte Bartmanski einen Holofernes und Hamann genannt, und schließlich hatte der letztere ihn mit Weib und Kind aus der Schenke und dem Dorfe hinausgejagt.

Nachdem Jesch Flickelles in dem Städtchen den Staub von den Schuhen geschüttelt hatte, ging er zu dem Rab=

biner Osias Lämmel und führte Klage gegen Herrn Bartmanski beim Rabbiner-Gerichte. Dieses pflegte in der Regel nur Streitigkeiten zwischen Juden zu entscheiden, aber es war nichts Neues, daß ein Jude die Hilfe desselben gegen einen Christen anrief. Die Rabbiner durften es nicht wagen, Bartmanski vorzuladen, sie mußten sich damit begnügen, die Sache in aller Stille zu untersuchen, und da es bald erwiesen war, daß Flickelles Unrecht geschehen sei, beschlossen sie den Krieg gegen Bartmanski, und zwar nach einer alten, guten, oft erprobten Methode.

Die ganze Strategie bestand darin, daß allen frommen Juden jede Art Verkehr mit Bartmanski und seinem Hause untersagt wurde. Damit war dieser so gut wie in Acht und Bann gethan. Er freilich machte sich wenig daraus, er lachte und ließ ein Schwein, dem man einen Kranz von Goldpapier aufgesetzt und einen Mantel von Merino umgehängt hatte, in Svienize durch seine Leute als König der Juden herumführen, aber die Folgen zeigten sich nur zu rasch.

Bartmanski hatte sein Getreide an zwei jüdische Händler so gut wie verkauft, der Kauf wurde rückgängig, und was noch schlimmer war, es fand sich kein anderer Käufer und ebensowenig ein Pächter für Branntwein-Brennerei und Schenke. Da der Fleischhauer Morgenthau sich nicht im Edelhofe blicken ließ, ging die Köchin zu ihm, er erklärte jedoch, daß er Herrn Bartmanski kein Fleisch gebe, und in derselben Weise wurde sie in dem Städtchen abgewiesen. Sie kehrte ärgerlich mit leerem Korbe zurück.

Bartmanski lachte noch immer. Er wußte sich zu helfen, indem er selbst seinen Branntwein ausschenkte und selbst schlachtete. Außerdem gab es Hühner, Enten und

Gänse. „Aushungern werden sie uns nicht!" rief er zuversichtlich.

Doch bald stellte sich Mangel an Kaffee, Zucker, Gewürzen und anderen Dingen ein, die man von der Kaufmannswittwe Rebe Susmann in Svienize bezog. Die Köchin kam mit dem Wagen, in der Absicht, sich für längere Zeit zu versorgen, bekam aber nur ein mitleidiges Achselzucken und ein verlegenes Lächeln zu sehen. Es blieb nichts übrig, als in der Kreisstadt einzukaufen, was allerhand Umstände und Weitläufigkeiten verursachte.

Doch Bartmanski lachte auch jetzt noch und vertrieb sich die Zeit damit, alle Juden, die vorüberkamen, zu prügeln oder von seinen Leuten prügeln zu lassen. Der Erste, den dieses Schicksal erreichte, war der Fleischhauer; man nahm ihm bei dieser Gelegenheit zwei Kalbskeulen als gute Beute ab, die ihm allerdings bezahlt, aber den Rabbinern zum Trotz gebraten und verzehrt wurden.

So nahm die neue Iliade ihren lustigen Fortgang, bis die Elemente selbst sich mit den Rabbinern zu verbinden schienen. Ein wüthender Herbststurm warf Nachts im Edelhofe zu Gladow die Ziegel vom Dache herab, beschädigte die Mauern und zertrümmerte verschiedene Fenster, ihm folgte ein endloser Regen, und bald machte man die fatale Entdeckung, daß das Wasser die Wände hinab in die Zimmer lief und von den Decken herabtropfte. Mit der Zeit bildeten sich niedliche kleine Seen in den Zimmern. Bartmanski hatte sofort um den Maurer, den Glaser und den Dachdecker geschickt, aber sie kamen nicht, und in ihrem Namen: Hungerleider, Pinkhas, Fischel und Wolfstein lag eine Bürgschaft dafür, daß sie auch nicht kommen würden.

Arkadia, die Gemahlin des Herrn Bartmanski, begann übler Laune zu werden und ihm Vorwürfe zu machen.

Er suchte sie zu beschwichtigen, indem er allerlei Holzgefäße in den Zimmern aufstellen ließ, welche das Regenwasser auffingen und eigenhändig die zerschlagenen Fensterscheiben mit Papierstreifen zusammenklebte, doch es gelang ihm nur für kurze Zeit. Als Arkadia nach Svienize fuhr, um sich ein neues Kleid machen zu lassen und unverrichteter Sache heimkehrte, brach das Ungewitter los. Die kleine, runde, hübsche Frau stand, die Arme in die Hüften gestemmt, mit blitzenden Augen vor ihrem Manne und drohte das Haus zu verlassen, wenn er diesem Zustand nicht ein Ende machen würde.

Bartmanski rettete sich diesmal noch, indem er das Kleid von Lemberg verschrieb. Arkadia ertrug es, immer im Hinblick auf dieses neue Kleid, mit einer marmornen Ruhe, daß der Speisetisch, als ein Fuß desselben brach und der Tischler Levysohn sich weigerte, denselben zu leimen, durch Ziegelsteine gestützt wurde und jedesmal beim Essen wie ein Schiff hin- und herschwankte, sie sagte auch nichts als der Schuhmacher Raphael Löwi schwor, er würde sein Seelenheil gefährden, wenn er ihr ein Paar neue Schuhe machen würde und sie in zerrissenen Pantoffeln herumgehen mußte, sie ergab sich endlich auch in ihr Schicksal, als sie beim Beginn des Winters einen neuen Pelz kaufen wollte und Nussen Sommer, der Kürschner, zwar stolz erklärte, er sei ein Freigeist, aber es doch nicht wagte, ihr das Prachtstück, das sie gewählt, zu verkaufen. Die Geduld riß ihr erst dann, als sie eines Tages fünf Gulden verlangte und Bartmanski ihr die niederschmetternde Eröffnung machte, daß kein Kreuzer baaren Geldes mehr im Hause sei.

„Wie ist denn das möglich?“ fragte sie entsetzt.

„Da wir die letzte Ernte nicht an den Mann bringen können, ist es gar nicht so unbegreiflich.“

Es gab nun böse Reden und Thränen, Bartmanski kaute stumm und zerknirscht an seinen Nägeln und Arkadia schritt, purpurroth, mit verschränkten Armen auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen. „Hier giebt es nur ein Mittel," sagte sie, „nach Lemberg zu fahren und dort Geld aufzunehmen, und wenn auch dies mißlingen sollte, alles, was an Gold, Silber und Juwelen da ist, zu verpfänden."

„Das ist ein Gedanke."

„Laß anspannen. Ich fahre sofort. Wenn Alles gut geht, besorge ich mir bei dieser Gelegenheit auch gleich meine Einkäufe."

Bartmanski seufzte. Eines seiner Pferde hatte ein Hufeisen verloren, und Baruch Puttmaier war nicht zu bewegen, dasselbe wieder anzuschlagen. Er sendete nun heimlich zu Bernstein, dem Kutscher, und ließ ihm eine große Summe anbieten für den Fall, daß er seine Frau nach der nächsten Eisenbahnstation führen oder doch wenigstens sein Pferd hergeben wollte. Auch Bernstein blieb standhaft. Schließlich spannte man drei elende Bauernpferde vor.

Arkadia schimpfte, aber sie fuhr, und kaum war sie fort, machte Bartmanski seinem Herzen durch einen Heereszug nach Svienize Luft. Er überfiel das freundliche Städtchen unter dem Schutze der Dunkelheit mit seinen Leuten und einigen Bauern, welche er mit Hilfe von Branntwein für seine Sache begeistert hatte, sie zogen brüllend durch die Straßen, prügelten jeden Juden, der in ihre Hände fiel, drangen in Gewölbe und Häuser, zerschlugen Fenster und Einrichtungsstücke, während die armen Hebräer sich wehklagend mit Feuerspritzen, Töpfen heißen Wassers und Straßensteinen gegen sie vertheidigten.

Es war eine förmliche Schlacht, die erst dann mit dem Rückzuge Bartmanskis endete, als der Rabbiner

Lämmel aus der Kreisstadt Gensdarmen zu requiriren drohte.

Als Arkadia aus Lemberg zurückkehrte, fuhr sie geraden Weges nach Svienize zu dem Rabbiner. Es war ihr unmöglich gewesen, in der Hauptstadt Geld zu bekommen, da nur die Juden borgten und diese es in der höflichsten Weise ablehnten, mit Bartmanski irgend ein Geschäft zu machen. Es war ihr nichts übrig geblieben, als alle ihre Kostbarkeiten im Leihhause zu verpfänden und auf die beabsichtigten Einkäufe zu verzichten. Sie kam in übelster Laune, gegen ihren Mann auf das Höchste erbittert, zu Osias Lämmel, der sie mit einem Lächeln empfing, das aus Zuvorkommenheit und Ironie gemischt war.

„Ich komme zu Ihnen um Rath,“ sagte sie; „so kann das nicht fortgehen, weshalb sollen die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, was kann ich thun, um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen?“

„Sie können Alles thun, gnädige Frau,“ erwiderte der Rabbiner, „indem Sie den Herrn Gemahl bestimmen, sein Unrecht einzusehen und wieder gut zu machen.“

„In wieferne?“

„Wir wollen von den Angriffen auf einzelne unserer Glaubensgenossen gar nicht reden, ebensowenig von der Schlacht, welche er uns geliefert hat, es genügt, daß er seinen Arrendar in seine Rechte wieder einsetzt.“

„Ach! Sie kennen ihn nicht, er wird nicht nachgeben.“

„Er wird nachgeben, wenn Sie wollen,“ sprach der Rabbiner mit liebenswürdiger Schlauheit, „was könnte nicht eine so reizende Dame zu Stande bringen!“

Arkadia kam ziemlich kleinlaut nach Gladow, sie kannte den Eigensinn Bartmanski's und versprach sich wenig Erfolg. Zum Ueberfluß kam in der folgenden Nacht noch ein

fürchterlicher Schneesturm, und als die Bewohner des Edelhofes am Morgen erwachten, waren sie von weißen Mauern umgeben, die Gefangenen des Winters. Vergebens rief man aus den Fenstern die Bauern zu Hilfe, sie zuckten die Achseln, keiner wagte es, mit den Juden, von denen sie alle abhingen, anzubinden.

Die hübsche kleine Frau begann zu weinen und unter heißen Thränen beschwor sie ihren Mann, nachzugeben. „Wir sind ja geradezu lebendig begraben," rief sie aus, „wenn das zwei Tage währt, sterben wir alle Hungers."

Bartmanski blieb indeß fest, und was noch schlimmer war, er lachte nur über die Befürchtungen Arkadia's.

„Gut," sagte diese endlich, ihre Thränen trocknend, „wenn Du so starrsinnig bist, werde ich auf eigene Faust handeln, und Du hast Dir dann die Folgen zuzuschreiben."

Zum Unglück für Bartmanski fuhr kurz darauf der Gutsbesitzer Pienacki vorüber, ein junger Lebemann, welcher sein glühendes Herz Arkadia bereits wiederholt zu Füßen gelegt hatte. Bis jetzt hatte sie freilich nicht daran gedacht es aufzuheben, aber in der Bedrängniß, in der sie sich befand, war sie sofort entschlossen, die weiße Fahne aufzustecken. Sie eilte auf den Balkon hinaus und winkte Pienacki; er hielt, und nach einer kurzen Unterredung war er mit Begeisterung bereit, ihr seine Dienste zu weihen.

Zwei Stunden später erschien er mit dreihundert Bauern, welche er aus den Nachbardörfern requirirt hatte, und diese machten sich mit Hacken und Schaufeln an die Arbeit.

Als die Sonne ihre letzten feurigen Strahlen auf Gladow warf und in dem Schnee, der Wald und Feld bedeckte, rothe Flammen entzündete, war ein breiter Weg zu dem Edelhof gebahnt und der Erste, welcher denselben

benützte, um Arkadia seine Huldigungen darzubringen, war Pienacki.

Bartmanski war in bester Laune, er ahnte noch nicht, was ihm bevorstand. Noch einmal kam Arkadia zu ihm, diesmal ziemlich selbstbewußt und auch ein wenig spöttisch. „Ich frage Dich zum letzten Male, ob Du nachgeben willst oder nicht,“ sagte sie ruhig.

„Nein, nein, nein.“

Arkadia nickte und ging hinaus. Beim Nachtessen spielte ein muthwilliges Lächeln um ihre vollen, trotzigen Lippen, dann zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück und sperrte sich ein.

Als Bartmanski am folgenden Morgen aus dem Wirthschaftshofe, wo er Verschiedenes angeordnet hatte, in das Haus zurückkehrte, war Arkadia ausgeflogen. Er runzelte die Stirne.

„Herr Pienacki ist mit seinem Schlitten gekommen,“ sagte das Stubenmädchen, „und die Gnädige ist mit ihm fortgefahren.“

„Wohin?“

„Vielleicht nach der Kreisstadt.“

Bartmanski ließ sein Pferd satteln und ritt in derselben Richtung fort. Als er Abends heimkehrte, war Arkadia da, aber auf ihrem Zimmer und in Gesellschaft Pienacki's. Bartmanski beschloß, abzuwarten, bis dieser sich entfernt hatte, er fürchtete, sich lächerlich zu machen. Mit großen Schritten auf- und abgehend, hörte er seine Frau Klavier spielen, dann die Stühle rücken, ein ausgelassenes Gelächter ertönte, hierauf wurde es still. Endlich verließ Pienacki das Haus, und die Glöckchen seines Schlittens verklangen in der Ferne.

Jetzt trat Bartmanski mit einer Pistole in der Hand in den kleinen Salon, in dem seine Frau in einem Fauteuil hingegossen lag und ihn mit aufrichtigem Vergnügen erwartete.

„Gestehe," begann er, nachdem er die Thüre verriegelt, „leugne nicht, ich weiß Alles."

„Was weißt Du?"

„Daß Pienacki — kurz, ich bin nicht der Mann, mit dem man spielt."

„Ich werde wohl das Recht haben, mich zu amüsiren, wenn mein Mann mich schon durch seinen Starrsinn zur Bettlerin macht, die keinen ganzen Schuh am Fuße hat."

„Bete, denn Du mußt sterben."

Arkadia sah ihren Mann einen Augenblick an, dann platzte sie heraus: „Ich sterbe schon — aber vor Lachen — Du weißt nicht, wie komisch Du bist."

Bartmanski stand finster am Fenster, während sie noch immer lachte. Plötzlich warf er die Pistole weg und sank vor ihr auf die Knie.

„Arkadia," rief er, „mach' mich nicht wahnsinnig."

„Ich will Dich im Gegentheil zur Vernunft bringen."

„Was hast Du mit Pienacki?"

„Nichts."

„Schwöre."

„Ich schwöre Dir, daß ich nichts gethan habe, was ich zu bereuen hätte, aber wenn Du Dich nicht auf der Stelle ergiebst, dann —"

„Ich ergebe mich," rief er und begann ihre Hände zu küssen.

„Gut, ich werde Dir die Bedingungen dictiren," sprach Arkadia, „unter denen Du von mir begnadigt wirst."

„Also?"

„Du fährst mit mir zum Rabbiner und schließt Frieden mit den Juden.“

„Meinetwegen.“

„Du wirst Jesch Flickelles wieder in alle seine Rechte einsetzen.“

„Hol' ihn der Teufel.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Das heißt: Ja.“

„Und endlich wirst Du mir zwei neue Kleider kaufen und den Pelz, den ich mir bei Nussen Sommer ausgesucht habe, er ist prachtvoll, sag' ich Dir.“

„Alles, was Du willst.“

Am nächsten Tage wurde der Friede zwischen Bartmanski und den Juden in Svienize geschlossen, und sofort fanden sich auch zwei jüdische Getreidehändler, welche dem Gutsherrn seine Vorräthe zu guten Preisen abnahmen. Es gab wieder Geld in Fülle, und der erste Gang war also zu Nussen Sommer.

Als Arkadia in ihrem Prachtpelz an der Seite ihres Gatten in Gladow einzog, grüßte sie von Weitem schon ein Triumphbogen aus Tannenreisig. Vor demselben stand der Arrendar mit Weib und Kindern, und alle schrien aus vollem Halse: Vivat!

Wie Katharina Paulowna noch einen Mann bekam.

Wenn man Anfangs der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts irgend Jemanden in der freundlich gelegenen galizischen Kreisstadt Zloczow fragte, wer das schönste Mädchen unter dem Damenflor derselben sei, hieß es gewiß: Katharina Sophraska, die Tochter des griechisch-katholischen Pfarrers, und war die Frage welche die gebildetste sei, bekam man eben so gewiß zur Antwort: Katharina Sophraska. Sie sprach nicht nur Russisch und Polnisch, sondern auch sehr gut französisch und erträglich Deutsch, sie spielte Klavier sang, malte und las sehr viel.

Begreiflicherweise war Katinka, so nannte man sie, allgemein gefeiert, alle Herren lagen ihr zu Füßen, und wenn sie die dunkle Boa um den Hals geschlungen, in den Ballsal trat, umringten die Tänzer sie, um mindestens eine Tour zu erlangen. Die Triumphe machten Katinka wählerisch sie prüfte allzu genau, und so viele Bewerber sie auch bestürmten, keiner fand Gnade vor ihren durchdringenden grauen Augen.

Herrn Wojciech Bandrowski einen hübschen und eleganten Gutsbesitzer, der um ihre Hand angehalten hatte,

sah sie einmal mit großem Appetit essen und gab ihm nur deshalb einen Korb, weil sie ihn prosaisch fand.

Der junge Theolog Klimkiewicz, den ihr Vater begünstigte, wurde nur deshalb abgewiesen, weil er einen silbernen Ring im Ohr trug. Sie nehme keinen Mann mit durchstochenem Ohr, äußerte sie. Sie fand Das gemein.

Falkowski, ein Kreis-Commissar, gefiel ihr ausnehmend bis zu dem Tage, als sie die Frage an ihn richtete, welche Stelle in Ottilien's Tagebuch ihm am Besten gefalle.

„Ich bitte um Verzeihung!" erwiderte Falkowski, „aber ich habe nicht das Plaisir, Fräulein Ottilie zu kennen."

Sofort war die Liebe in Katinka's Herzen erloschen, sie fand den armen Kreis-Commissar allzu ungebildet.

So ging Jahr auf Jahr dahin, und Katinka war eines Tages verblüht.

Sie regierte zwar ihren Vater, der schon lange Witwer war und mit ihm den ganzen Pfarrhof, sie wurde allgemein ihrer Kenntnisse, ihres Verstandes und ihres energischen Charakters wegen respectirt, aber sie bekam keinen Gatten. Einige Zeit machte sie Miene, alle Männer zu verachten; als sie aber 28 Jahre alt war, änderte Sie mit einem Male ihre Taktik und machte verschiedene, ziemlich kühne und sogar amazonenhafte Versuche, einen Mann zu bekommen. Sie erschien stets in auffallender, zu Hause sogar in phantastischer Toilette, auf Bällen bedenklich dekollettirt, arrangirte Pfänderspiele, bei denen viel geküßt wurde, machte Gedichte, sang auf dem Chor in der Kirche und nahm im Winter an den Schlittagen in einem rosaseidenen Hermelinpelz, ein Barett, mit nickenden weißen Federn auf dem Kopfe, Theil.

Zuerst warf sie ihre Augen auf einen Wittwer, der ein Gut in der Nähe besaß. Da derselbe als passionirter Jäger galt, begann sie damit, daß sie an einer Hetzjagd theilnahm, welche bei ihm stattfand. Katharina, so nannte man sie jetzt, ritt vortrefflich und zeigte so wenig Erbarmen, als der arme Hase endlich von den Windhunden zerrissen wurde, daß der Nimrod Gefallen an ihr fand und seine Besuche im Pfarrhause immer häufiger wurden. Wenn er da war, saß Katharina, die Füße in gelben Männerstiefeln, über einander geschlagen, ihm gegenüber und trank, rauchte und spielte mit ihm. Doch dieser Roman nahm ein trauriges Ende, als der Nimrod eines Abends erzählte, seine selige Frau sei ihm davongelaufen, weil er sie geprügelt habe, und hinzusetzte: Ich bin halt ein wenig heftig, aber ich habe ein gutes Herz, ein Herz wie Wachs."

Der unbesoldete Rechtspratikant Grolle gerieth dadurch in ihr Netz, daß sie ihm Geld lieh, aber vom Heirathen wollte er nichts wissen. Katharina rächte sich furchtbar an ihm, sie ließ ihn pfänden und machte sich das Vergnügen, dem Gerichtsdiener, der dem armen Teufel seinen Frack, seine Beinkleider, seine Hemden und seine Uhr abnahm, persönlich zu assistiren.

Sie bemühte sich hierauf, den Kreisarzt Grünwald, einen gefürchteten Gourmand, zu fesseln. Wenn er in den Pfarrhof zum Essen kam, fand er jedesmal Katharina mit einer schneeweißen Schürze iu der Küche und die allerfeinsten Gerichte auf dem Tisch. Schon war er daran, sich ihrer Kochkunst zu ergeben, als ein unglücklicher Zufall ihn die Entdeckung machen ließ, daß die seltene Künstlerin nicht in der Person Katharina's, sondern in jener ihrer Köchin zu suchen sei. Die Katastrophe war diesmal ganz besonders tragisch, denn nicht nur, daß Grünwald

Katharina sitzen ließ, er entführte ihr noch überdies die herrliche Köchin und erhob sie zu seiner Gattin.

Bogdalko, ein wohlhabender Bürger von Zloczow, hatte einen Sohn Ludwik, der ein unverbesserlicher Taugenichts war, und ließ ihn, wie es damals üblich war, zum Militär assentiren. Sofort kam Katharina mit folgendem Vorschlage: Sie wolle Ludwik vom Militär loskaufen, sobald er sich verpflichtete, sie zu heirathen. „Stellen Sie ihn ruhig unter meine Disziplin," sagte sie zu Bogdalko, „wenn eine solche nöthig ist." Bogdalko willigte gern ein und Katharina begab sich selbst zu dem Obersten. „Ich bedaure sehr," sprach dieser, „Ihnen nur theilweise dienen zu können. Sobald der Fahneneid geleistet wurde, ist ein Loskauf nicht statthaft, aber ich will Ihnen zuliebe den jungen Mann auf drei Jahre beurlauben."

Noch denselben Tag kehrte der Taugenichts zurück und stellte sich Katharina vor; als er aber erst merkte, worauf es abgesehen war und seine Braut immer zärtlicher mit ihm wurde, ging er einfach durch. Wüthend kam Katharina zum Obersten und denuncirte Ludwik als Deserteur; sie hoffte, ihn Gassenlaufen zu sehen.

„Leider kann ich da nichts machen," gab der Oberst zur Antwort, seinen Urlaub hat er und als Deserteur kann ich ihn nicht bestrafen, denn Sie, mein Fräulein, sind ja nicht die Fahne, zu der er geschworen hat."

Alle diese Geschichten gingen von Mund zu Mund und Katharina wurde schließlich zu einer lächerlichen Figur Böse Zungen erzählten sogar, sie habe sich einmal erboten einem zum Tode verurtheilten Räuber das Leben zu retten, indem sie ihm ihre Hand reichte, der Undankbare habe es jedoch vorgezogen, sich henken zu lassen.

Schon war Katharina der Verzweiflung nahe, als unerwartet ein Lichtblick in ihr Leben fiel. Ihr Vater hatte eine Schwester, welche einen russischen Gutsbesitzer geheirathet hatte; dieser war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und hatte seine Frau zur alleinigen Erbin eingesetzt. Diese Tante kam jetzt zu Besuch. Sie faßte eine zärtliche, fast abgöttische Liebe zu ihrer Nichte, welche sie nach russischer Sitte mit ihrem Vatersnamen Katharina Paulowna nannte. Dieses blieb ihr fortan, aber es war dies nicht der einzige Vortheil, den ihr der Besuch der Tante brachte. Als diese im nächsten Jahre starb, fand sich Katharina Paulowna plötzlich durch das Testament der Guten als Besitzerin eines namhaften Vermögens und des Gutes Lubliniec in Rußland, sowie als Herrin von achthundert „Seelen," wie man die Leibeignen damals nannte. Sie war zu dieser Zeit genau Dreißig, aber in den letzten Jahren war eine wichtige uud vortheilhafte Veränderung mit ihr vorgegangen. Katharina Paulowna war nämlich sehr voll geworden und hatte sich in Folge dessen verjüngt. Sie war jetzt keine hagere, spindelbeinige alte Jungfer mit grünlichem Teint und zahllosen kleinen Falten im Gesichte, sondern wurde von Jedem, der sie nicht kannte, für eine Frau gehalten, und zwar für eine entschieden schöne Frau. Ihre großen, klugen grauen Augen leuchteten wieder verlockend in dem runden, frischen Gesichte, die rothen Lippen prangten liebreizend über dem runden trotzigen Kinn und ließen, wenn sie höhnisch lächelte, die herrlichen, perlenweißen Zähne sehen. Blendend weiß war auch ihr stolzer üppiger Leib und die zum Küssen geschaffene Sammethand, welche mit dem kleinen feingeformten Fuße wetteiferte. Es erwies sich bald als nöthig, daß sie selbst nach Rußland reiste, um die Erbschaft zu übernehmen.

Trotzdem damals die Straßen noch recht unsicher waren und in Folge der Revolution von 1831 Polen und Russen gegen einander im Felde standen, entschloß sich Katharina sofort zur Reise; sie schreckte vor nichts zurück, nicht vor Räubern, nicht vor Wölfen, nicht vor den Greueln eines Revolutionskrieges, und wirklich kam sie in den ersten Septembertagen glücklich in Lubliniec an und begann ihre Angelegenheiten abzuwickeln; aber sie fand größere Schwierigkeiten als sie erwartet hatte, und so befand sie sich noch auf dem Gute ihrer seligen Tante, als die Revolution bereits in den letzten Zuckungen lag.

Während das Corps Ramorinos gegen die galizische Grenze gedrängt wurde und am 16. September bei Borow auf östereichisches Gebiet übertrat, lösten sich von demselben einzelne Reiterschaaren ab und zogen auf eigene Faust nach Süden, in der Absicht, dort den Partisanenkrieg fortzusetzen und eine Erhebung zu veranlassen. Dies gelang ihnen nicht, aber sie beunruhigten die Russen und diese Gegend noch lange Zeit.

Am Morgen des 3. Dezember zeigten sich in der Nähe von Lubliniec polnische Uhlanen. Es währte nicht lange, so sprengten Kosaken heran, man hörte einige Zeit schießen, dann wurde es wieder stille. Es schien, daß es den Polen gelungen war, sich durchzuschlagen, und daß die Russen sie verfolgten.

Mittags näherte sich auf der mit tiefem Schnee bedeckten Straße ein Trupp Bauern dem Edelhofe. Katharina Paulowna, welche eben bei'm Essen war, stand, von Neugier getrieben auf, um durch das mit Frostblumen bedeckte Fenster zu blicken, und entdeckte mitten unter ihren Leibeigenen einen polnischen Soldaten. Sie öffnete das kleine Schiebfenster und fragte, was es gebe.

„Wir wollen nur," erwiderte einer der Bauern, „um Dir, Mütterchen, einigermaßen Vergnügen zu machen, diesen Polaken hier vor Deinem Hause aufhenken."

Der Unglückliche hatte schon den Strick um den Hals, als Katharina Paulowna, die ihre Pelzjacke übergezogen hatte, aus dem Hause trat und ein Wink ihrer weißen Hand Einhalt gebot.

„Wie nennst Du Dich?" fragte sie den Uhlan.

„August Kalwenbach," erwiederte dieser salutirend, indem er vor Kälte und Furcht zitternd, vor der schönen Herrin von Lubliniec stand.

„Also kein Pole?"

„Zu dienen ein Sachse," erwiederte der Gefangene.

„Wie kommen Sie hierher?"

„Ich bin anständiger Leute Kind," fuhr Kalwenbach fort, „und war Handlungsgehilfe in Dresden, aber die Begeisterung! der Freiheitsdrang! O, Sie verstehen mich ohne Zweifel, meine liebe schöne Dame."

Katharina wendete sich zu den Bauern: wollt ihr mir den Mann da verkaufen?" fragte sie, „nennt selbst den Preis."

Wir können doch nicht mit Dir schachern, Mütterchen."

„Wie viel wollt Ihr?"

„Wenn Du schon so gütig bist, dann gieb uns zwei Rubel."

„Hier!" Katharina zog aus der Tasche ihrer Pelzjacke zwei Silberstücke und warf sie dem Bauer, der das Wort führte, in die Mütze, dann befahl sie Kalwenbach mit einem herrischen Wink, ihr zu folgen.

In dem Zimmer angelangt, in welchem das Mittagessen für sie bereit stand, schritt nun Katharina Paulowna, indem sie sich die schönen Hände in den Pelz gefütterten

Aermeln wärmte, auf und ab. Plötzlich fiel er vor ihr auf die Kniee und begann mit flehender Stimme: „Meine Gnädige! Sie haben mich für zwei Rubel gekauft, ich bin also ihr Sklave, aber haben Sie Mitleid und behandeln Sie mich nicht zu schlecht, meine Eltern sind wohlhabende Leute, sie werden gern ein Lösegeld senden."

Katharina begann laut zu lachen. „Für was halten Sie mich denn? Sehe ich wie eine Sklavenhändlerin oder Seelenverkäuferin aus? Stehen Sie auf. Von mir aus sind Sie frei."

Kalwenbach strahlte.

„Nun setzen Sie sich aber vor Allem mit mir zu Tisch und lassen Sie sich's schmecken." Kalwenbach strahlte noch mehr. Sie nahm Platz und er auf ihren Wink ihr gegenüber; er war so bescheiden, nur den Rand seines Stuhles einzunehmen, aber dafür aß er wie ein Wolf.

„Ach! wie glücklich bin ich," sagte er endlich, „welche Wendung des Geschickes! Vor Kurzem dem Tode nahe und jetzt vis-à-vis einer so gnädigen und schönen Dame."

Katharina Paulowna hatte, seitdem sie das Zimmer wieder betreten, einen spaßhaften Gedanken, der ihr gekommen war, nach allen Seiten hin erwogen, jetzt war sie sich klar und vollkommen entschlossen.

„Wissen Sie, mein lieber Kalwenbach, daß ich mir die Sache überlegt habe," begann sie.

„Sie wollen also doch das Lösegeld?"

„Nein, aber Sie können nicht bestreiten, daß ich Sie gekauft habe."

„Für zwei Rubel."

„Daß Sie folglich mein Eigenthum sind, über das ich nach Belieben verfügen kann."

„Ganz richtig. Verfügen Sie also.“

„Sie müssen mich heirathen,“ sagte jetzt Katharina Paulowna, indem sie ihre grauen Augen durchdringend auf ihn heftete.

„Sie scherzen wohl?“

„Ich scherze nicht.“

„Sie wollten — meine Dame — mich den Fremden, der keinen Kopeken in der Tasche —“

„Hier meine Hand.“

Kalwenbach blieb sprachlos; er warf sich stumm zu Katharinas Füßen nieder und küßte ihre Hände und fand auch dann keine Worte, als sie, strahlend vor Huld, sich zu ihm niederneigte und ihn auf die Stirn küßte.

Katharina ließ ihre Beute nicht mehr los, sie beeilte ihre Vorbereitungen, so sehr es nur anging. Kalwenbach, der die lächerlichen Episoden ihrer Vergangenheit nicht kannte, der nur das schöne, stolze und geistvolle Weib vor sich sah, das zum Ueberfluß noch reich war und nun bald für immer ihm gehören sollte, konnte sich vor Seligkeit kaum fassen, während Katharina Paulowna an der fixen Idee litt, er werde ihr wie jener Elende in Zloczow desertiren, und ihn bis zu dem Tage, wo sie am Altar die Ringe wechselten, wie einen Gefangenen behandelte. Sobald sie nur in die Speisekammer ging, sperrte sie ihn ein und steckte den Schlüssel zu sich. Und als sie einmal eine kleine, geheimnißvolle Reise machte, stellte sie zwei Bauern mit geladenen Flinten als Wache vor seine Thür. Endlich, am Nachmittag des 14. Januar, war sie ihm angetraut.

Als sie aus der Kirche traten, schöpfte sie laut Athem.

„Was ist Dir?“ fragte ihr Mann besorgt.

„Nichts, mein Theurer; ich bin im Gegentheil so froh, so glücklich," erwiderte Katharina."

Die Hochzeit wurde in aller Stille, aber deshalb nur um so fröhlicher gefeiert. Die Neuvermählten saßen allein an dem reich gedeckten Tisch, auf dem ein silberner Armleuchter mit fünf brennenden Kerzen stand, und die köstlichsten Gerichte wechselten mit verliebten Schwüren, Händedrücken und Küssen. Nach dem Dessert, als das letzte Glas Champagner geleert war, zog sich Katharina Paulowna in ihr Zimmer zurück. Wenige Augenblicke, nachdem sie geklingelt, trat ihr Mann herein und fand sie in einem weißen Spitzen-Negligé, über das sie einen mit silbergrauem Vehrücken gefütterten und reich ausgeschlagenen Schlafpelz von Rosa Atlas gezogen hatte, beim Kamin sitzen.

Aus den weiten griechischen Aermeln schimmerten zwischen Rauchwerk und Spitzen ihre vollen Arme, mit goldenen Reifen geschmückt, hervor. Auf dem reichen Haar, das in einem großen Knoten auf den Rücken fiel, saß ein allerliebstes Häubchen, während ihre kleinen Füße in den rosaseidenen Pantoffeln auf einem runden Kissen ruhten.

„Hör' mich an," begann sie mit einem feinen Lächeln.

„Erst muß ich Dir sagen," unterbrach sie ihr Mann, indem er vor ihr niedersank, „daß Du hinreißend schön bist."

„Du liebst mich also?" fragte sie und legte die üppigen Arme um seinen Hals.

„Namenlos!"

„Und wirst Du mich auch immer so lieben?"

„Ewig!"

„Ach, wenn nur die Ewigkeit der Männer nicht von so kurzer Dauer wäre!" rief Katharina Paulowna. „Deß-

halb habe ich mich bei Zeiten vorgesehen. Als ich damals fortgewesen, war ich bei dem General Saltywok, und das Resultat meiner Reise ist dieses Dokument." Sie zog ein Aktenstück aus dem Busen und ließ es ihren Mann lesen, ohne daß sie es aus der Hand gab.

Halb erstaunt, halb erschreckt las Kalwenbach, daß seine Frau für die Verwundeten des russischen Heeres 2000 Rubel gespendet hatte, und daß er selbst ihr dafür vollständig zur Verfügung gestellt wurde. Es wurde ihr ausdrücklich freigestellt, ihm, der dem Kriegsrechte verfallen war, Pardon zu ertheilen, ihn der Knutenstrafe zu unterwerfen, nach Sibirien zu verschicken oder ihn an dem nächsten Galgen aufhängen zu lassen."

„Verstehst Du?" sagte jetzt Katharina Paulowna, ihm zärtlich das Haar aus der Stirn streichend, „sobald Du mich ärgerst —"

„Nach Sibirien."

„Und wirst Du mir untreu —"

„Auf den Galgen."

„Also hüten Sie sich, mein Herr Gemahl."

Kalwenbach erwiderte kein Wort, sondern zog sie an seine Brust und bedeckte ihr Arme, Nacken und Haare mit heißen Küssen.

Nach ein paar seligen Honigwochen reiste Katharina Paulowna in einem geschlossenen Schlitten mit ihrem Manne nach Zloczow.

Die kleine Kreisstadt gerieth in Aufruhr, als die Heldin so vieler lächerlicher Romane an der Seite eines jungen, hübschen und gebildeten Gatten zurückkehrte und sich in einem kostbaren Pelz an seinem Arme in den Straßen sehen ließ, doch bald wurde man gewahr, daß sich dieselbe wie mit Hilfe einer gütigen Fee aus einer alten

Jungfer in eine junge, schöne, elegante Frau verwandelt hatte. Die wiederholt Verschmähte erschien den galanten Herren mit einem Male wieder ungemein begehrenswerth, und es fehlte nicht an ritterlichen Courmachern und ernsten, glühenden Bewerbern um ihre Gunst. — Katharina Paulowna war aber mit einem Male kalt wie Eis, sie liebte ihren Mann täglich mehr und machte es sich zur Pflicht, die Treue gegen ihn nicht einmal mit einem Blick, einem Lächeln zu verletzen. Um ruhig und angenehm mit ihm leben zu können, kaufte sie sich nicht lange nach ihrer Rückkehr das Gut Romanow in der Nähe von Zloczow. Kalwenbach warf sich mit solchem Eifer auf die Landwirthschaft, daß Romanow bald allen Gutsherrn als Muster aufgestellt wurde.

„Der verdammte Schwab," sagten die Einen, „er versteht es!"

„Der säet Korn und Weizen," sagten die Andern, „und erntet Silber und Gold. Keinem Menschen ist er was schuldig, was für ein Mann!"

Die Bewohner der Kreisstadt forschten indeß unermüdlich, wie es Katharina Paulowna gelungen war, noch einen Mann zu erobern, aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, Katharina schwieg wie eine Todte, und ihr Mann wie Einer, der den Strick um den Hals hat. Das von Gott Amor auf so seltsame Art verbundene Paar lebte ausnehmend glücklich; Katharina dachte nicht daran, ihren Mann zu quälen oder zu tyrannisiren, er hatte seine volle Freiheit, und sein Wille war in Allem maßgebend, während er sie mit einem Zartgefühl und einer Galanterie behandelte, die sie die bitteren Täuschungen vergangener Jahre vollkommen vergessen ließen.

Gab es aber trotzdem kleine Conflicte, dann genügte es, daß Katharina spöttisch sagte: „Du bist doch allzu liebenswürdig, ich merke, Du hast wieder einmal die Absicht, nach Sibirien zu gehen und dortselbst die allerschönsten Zobel für mich zu fangen.“ Dann erwiderte Kalwenbach regelmäßig: „Aber Katharinchen, da kämst Du ja schon am nächsten Tage nach.“

Und wenn sie lachend ausrief: „Was Du Dir einbildest, Du nichtswürdiger Mann!“ gab er gleichfalls lachend zur Antwort: „Aber zwei Rubel bin ich doch werth? Für so einen Pappenstiel kannst Du nicht mehr verlangen.“

Der verlorene Sohn.

Ein Regentag hatte graue Vorhänge zwischen uns und die Welt gelegt und die Wege im Park in murmelnde Bächlein verwandelt. Wir waren Alle zusammen in dem alten Schlosse an der böhmischen Grenze gefangen. Es wäre zum Verzweifeln gewesen ohne die schönen, schalkhaften Augen und die Feenlaune der Schloßherrin, welche mit dem trockenen Humor ihres Oheims, des Majors, wetteiferte, uns die zu Wasser gewordene Hirschjagd vergessen zu machen.

Während wir bisher der Einrichtung des Schlosses wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten, stöberte heute ein Jeder herum, um auf seinem Felde etwas Interessantes zu entdecken. Baron Madrozki beschäftigte sich mit den Waffen, die an den Wänden hingen, Legationsrath von Rosen mit dem vieux Saxe, und Frau von Mariaßy mit den Tapeten.

Plötzlich rief Graf Stadion, welcher die zahlreichen Gemälde musterte: „Sagen Sie mir, Gräfin, diese drei Porträts hier scheinen mir in einem gewissen Zusammenhange zu stehen, ich ahne so etwas, wie einen Roman oder eine dramatische Verwickelung.“

Sofort eilten Alle herbei, die drei interessanten Bilder zu betrachten und wirklich, es lag etwas, was die Phantasie zum Fabuliren anregte, in diesem stattlichen Mann mit dem Zopf zwischen zwei Damen, Beide jung, Beide reizend, Beide geschaffen, Liebe zu erwecken, nur daß die Eine stolz und herrisch blickte und ihre Lippen sich spöttisch kräuselten, während die Andere, mit dem offenen und heiteren Antlitz, sich in sanfter Demuth eines vollkommenen Glückes zu erfreuen schien.

„Allerdings haben diese drei Porträts ihre Geschichte," sagte die Schloßfrau, „der Cavalier in der Mitte ist Graf Ferdinand Brandau, die Dame zur Rechten ist seine Gemahlin Hanna, die stolze Schöne aber ist seine Stiefmutter Gräfin Wlasta."

„Ach, erzählen Sie uns doch die Geschichte," rief es von verschiedenen Seiten.

„Nur ein wenig Geduld, ihr jungen Leute, Ihr sollt sofort Alles schwarz auf weiß haben."

„Wie das?"

Es bestand hier vormals die gute Sitte, eine Chronik zu führen. Gewöhnlich war es der Kaplan, welcher dieselbe schrieb und zwar, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, da ja doch die Aufzeichnungen Niemand zu Gesicht kamen, als den Eingeweihten. Der alte Herr schleppte einen Lederband herbei, blies den Staub herab, schlug ihn auf und während wir um ihn stumm Platz nahmen, rief er lächelnd: „Eine lustige Geschichte das! Heute leben wir in einer traurigen Welt. Sobald einer mit unserm Herrgott nicht zufrieden ist, schießt er ihm ohne Weiteres ein Loch in den Himmel. Eine unglückliche Liebe, Schulden u. s. w. genügen, um einen Selbstmord zu begehen. Damals besaßen die Leute mehr Humor und ich

glaube mehr Geist. Sie wußten sich zu helfen. Hören Sie wohl die Chronik an, meine Herrschaften, und dann sagen Sie, daß ich Unrecht habe."

* *
*

Der hochgeborene Graf Stephan Karl Boromäus von Brandau zu Mooskirchen und Randenberg hatte von seiner tugendsamen Gemahlin, der Gräfin Aurora, nur einen einzigen Sohn Ferdinand, diesem fehlte leider die Zärtlichkeit und Dressur einer mütterlichen Hand, da die Frau Gräfin drei Jahre nach seiner Geburt das Zeitliche segnete und so wuchs er denn ziemlich wild auf, trotzdem der Herr Graf für Präceptor und Hofmeister gesorgt hatte und es selbst nicht an väterlichen Ermahnungen fehlen ließ.

Auf der hohen Schule zu Prag und sodann in Wien und Heidelberg kam der junge Herr wohl in wüste Societät und fand derart Gefallen an Debauchiren und Bramarbasiren. daß nun die Liebeshändel, Duelle und Tractemente kein Ende nahmen und der Herr Graf Stephan Brandau hochdero Sohn wiederholt ihre Unzufriedenheit zu äußern Occasion fanden.

Auch als der junge Herr endlich nach Hause mußte, wurden der leichtsinnigen Aventüren keineswegs weniger und sprach die ganze Gegend schon despectirlich von dessen libertinischem Wandel.

Da kamen die unglücklichen Kriegshändel mit dem jungen König von Preußen, dessen Ambition Bellonas Fackel entzündet hatte und reterirten sich viele Familien des hohen Adels aus Böhmen zu uns herüber.

Damals kam die Gräfin Wittwe von Bubna mit der Comtesse Wlasta zu uns und fand bei dem Herrn Grafen Protection und ein gastliches Dach.

Der junge Herr faßte sofort eine heftige Passion zu der jungen, charmanten Dame, die eine Juno an Gestalt, Blick und Geist war und auch sie zeigte sich ihm wohl affectionirt, so daß die Amour Niemandem ein Geheimniß blieb.

Doch die „schöne Böhmin", wie man die Comtesse zu tituliren beliebte, war gar subtil und klug und sah bald, an was für einen Wildfang sie gerathen sei. Nun versuchte sie erst dem Herkules sein Löwenfell abzuschmeicheln, um ihre eigenen schönen Schultern damit zu schmücken und als Graf Ferdinand keine sonderliche Neigung zeigte, an ihrem Rädchen gehorsamst zu spinnen, gab sie ihm subitement den Abschied.

Der junge Herr meinte, die Comtesse nochmals durch demüthige Supplication erweichen zu können, doch sie blieb hart und sagte ihm, mit einem barbarischen Lächeln, er könne nichts Besseres thun, als in den Krieg ziehen und sich von den Preußen todt schießen zu lassen.

In seiner Desperation verließ denn auch Graf Ferdinand das Schloß in secreter Weise, bei Nacht und Nebel, und schwur zur Fahne. Er that sich in mancher Action hervor, war stets an gefährlicher Stelle und avancirte gleich zum Offizier, als der General erst seinen wahren Namen und Stand entdeckt hatte.

Stolz auf seine Meriten und gute Conduite kam Graf Ferdinand nach dem letzten Feldzug zurück und fand zu seiner grausamsten Enttäuschung und Consternation seine angebetete Comtesse als die Gemahlin seines Vaters, des Grafen Stephan.

Nun verkehrte sich die Affection von beiden Seiten in Haß.

Graf Ferdinand vermochte es nicht, seiner jungen schönen und stolzen Stiefmutter mit dem gebührenden Respect und gehörigen Courtoisie zu begegnen und sie hinwiederum schien irritirt, den verloren geglaubten Sohn als braven Soldaten wohlgesittet und in seiner weißen Uniform gar schön und stattlich wieder zu sehen.

Sie fand nur zu bald Occasion und Pretexte, gegen ihn allerhand malitiöse Cabalen zu spinnen, da Graf Ferdinand sich plötzlich wieder in den Wirbel des allerwildesten Lebens stürzte und das Geld mit vollen Händen verschwendete, wie ein Wahnsinniger.

Die junge, schöne Dame hatte, wie leicht zu verstehen war, den alten Herrn vollständig zu dero submissesten Diener gemacht und besaß die größte Präponderanz im Hause. Hatte sich doch sogar Graf Stephan entschlossen den Winter jedesmal wieder in Wien zu verbringen, wo er ein kleines Palais besaß, nur damit die stolze Juno sich könne hofiren und adoriren lassen bei Bällen, Maskeraden, Schlittagen, Concerten und Komödien, so man agirte.

Sie verstand es, den Grafen Stephan so gegen seinen Sohn zu influenciren, daß er nach einigen derben Remonstrationen seine Hand von diesem ganz zurückzog und ihn vollständig ohne Geld ließ.

Das war eine ganz desperate Lage, in die Graf Ferdinand gerathen war, die Adorirte verloren, den Vater verloren, von Gläubigern bedrängt, ohne Kreuzer Geld und, um das Malheur noch voll zu machen, Friede zwischen den Potentaten.

Schon war der junge Herr entschlossen, in die Türkei zu gehen und dort sein Glück zu versuchen, als er sich eines Besseren besann.

Er wollte der geliebten schönen Feindin den Triumph nicht gönnen, ihn vernichtet zu haben. Nein, wenn sein Vater und seine Stiefmutter ihn in der Misere abandonnirten, so sollten sie die Unehre davontragen, gleich ihm. Das gräfliche Paar war wiederum von Wien nach dem Schlosse im Böhmerwald übergesiedelt und Graf Ferdinand war ihnen gefolgt. In dem Städtchen Sandenburg arrivirt, das unter der Hoheit der Grafen von Brandau stand, vertauschte er seine Kleider gegen das abgerissene, geflickte Gewand eines Bettlers, hing sich eine Tasche um, schnitt sich einen tüchtigen Knotenstock und setzte sich am nächsten Sonntag vor die Kirchenthür.

Da fügte es sich, daß eine Jungfer aus dem Städtchen, die Tochter des Goldschmiedes König, als die Erste zur Kirche kam, ein gar hübsches, freundliches Mädchen. Sie sah den schmucken Bettler, blieb mitleidig stehen und fragte ihn, ob er Soldat gewesen.

Graf Ferdinand bejahte.

Ob er blessirt sei, fragte die Mamsell weiter, und als der junge Herr es lächelnd verneinte, da stemmte sie resolut den Arm in die Hüfte und hielt ihm einen Sermon und fragte ihn, ob er sich nicht schäme zu betteln, sobald er arbeiten könne.

„Wo soll ich Arbeit finden?“ erwiderte Graf Ferdinand, dem die Jungfer sofort gar wohl gefiel, „wollt Ihr mir allenfalls welche geben?“

„Ja, das will ich, wenn Er es ehrlich meint. Ich werde mit meinem Vater sprechen, Er kann sich heute Abend die Antwort holen, bei Goldschmied König.“

Kaum war die Gemeinde versammelt, kam die große, prächtige Carosse des Grafen angefahren und die stolze Böhmin rauschte am Arm des Herrn Grafen die Stufen empor.

Da streckte Graf Ferdinand ihnen seinen defecten Hut entgegen, in dem sich schon verschiedenes Kupfergeld angesammelt hatte und bat um ein Almosen für einen armen brotlosen Soldaten. Der Graf Stephan erbleichte, während die Gräfin roth wie Purpur geworden war, ja der Anblick ihres Stiefsohnes, der doch immer ein Graf Brandau war und blieb, blessirte sie so tief in diesem Aufzuge, daß sie in ihrer Hoffahrt einer Ohnmacht nahe war. Statt der Messe beizuwohnen, kehrte das hohe Paar um und sendete sofort hochdero Amtmann, um mit dem Grafen Ferdinand zu pactiren. Dieser verlangte ein ordentliches Tractement, weigerte sich jedoch, wie der Graf ihm proponiren ließ, Oesterreich und vor Allem die Gegend zu verlassen. Schließlich gab das gräfliche Paar nach und wurde ihm ein angemessenes Salair ausgesetzt, doch zur Bedingung gemacht, daß er keinerlei Schulden contrahire, für welche der Herr Graf Stephan unter keinen Umständen aufkommen wollte.

So kam der Friede zu Stande; doch sollte er nicht von langer Dauer sein. Desselben Sonntags Abend kam Graf Ferdinand, dem der Müller, ein ihm ergebener Mann, sein eigen Pferd hatte satteln lassen, in seiner Uniform, schmuck und propre, vor des Goldschmieds Haus geritten und fragte nach der Jungfer König.

Diese trat bald aus der Hausthüre und fragte mit einem artigen Knix nach des gnädigen Herrn Begehr.

„Kennt Sie mich denn nicht, Mamsell Hanna. Ich bin der Bettler von heute morgen.“

Die Jungfer sah ihn starr an und schüttelte den Kopf. „Was hatte denn der ganze Maskenscherz zu bedeuten?"

„Das will ich Ihr auf der Stelle erklären," sprach Graf Ferdinand, stieg ab, trat in die Stube und explicirte dem hübschen klugen Mädchen kurz und soldatisch seine ganze Geschichte.

„Sie sind aber doch ein ganz leichtfertiger Herr," rief endlich Hanna.

„Ich war es, Mädchen," replicirte Graf Ferdinand, „und kam kurirt aus dem Kriege heim, da warf mich die Treulosigkeit der Geliebten von Neuem in den Strudel. Jetzt soll es aber anders werden, sobald Sie nur will, Jungfer König,"

„Was soll ich vermögen?"

„Alles, Hanna. Ich habe Ihr nicht die Wahrheit gesagt, als ich Ihr an der Kirchenthür antwortete, ich sei nicht blessirt; ich bin es, Jungfer, hier im Herzen."

„Herr Graf, ich . . ."

„So laß Sie mich doch ausreden. Ich bin gekommen, um Sie von Ihrem Vater zur Frau zu begehren, sobald Sie mich nämlich will."

„Welche neue Tollheit."

„Es ist mein Ernst, Mädchen!" rief der junge Graf, „willst Du einen ordentlichen Menschen aus mir machen, soll es Dir Gott lohnen, wenn nicht, gehe ich zu den Janitscharen und werde Muselmann."

„Führen Sie doch nicht so lästerliche Reden!"

„Willst Du also?"

„Ja, ich will," gab sie ihm resolut zur Antwort und reichte ihm die Hand.

Nun waren alle Hunde los im Schlosse, die Frau Gräfin hatte einen schrecklichen Anfall, Weinkrampf nannte

der Arzt den Zustand, und das Resultat war, daß der Graf Stephan seine Einwilligung zur Heirath mit der Goldschmiedstochter verweigerte und wiederum erklärte, seine Hand von seinem Sohne ganz abziehen zu wollen, wenn er nicht eine schriftliche Declaration gebe, mit Parole d'honneur, niemals eine solche Mesalliance einzugehen.

Doch Graf Ferdinand wußte sich wiederum zu helfen und schon am nächsten Tage sah man ihn in Hemdärmeln, den Schurz vorgebunden, in der Werkstatt des Goldschmieds als Geselle arbeiten.

Da sagte sich doch endlich der Herr Graf Stephan, daß er keine Aussicht habe, von der schönen Böhmin einen Erben zu erhalten und daß er den einzigen Träger des Namens Brandau nicht deshonoriren dürfe, wenn derselbe schon disponirt sei, ein honettes, gesittetes Leben zu beginnen.

So gab er mit schwerem Herzen seine Permission und reiste sodann mit der Frau Gräfin nach Paris, da sie um keinen Preis der Hochzeit beiwohnen wollte. Diese fand wenige Wochen später im kleinen Städtchen im Hause des Goldschmieds König statt, schlicht und recht, wie wenn einfache Bürgersleute getraut werden, nur daß der junge Graf, in seiner Uniform, unter den Anderen adelig und galant hervorstach. Dann nahm das junge Paar seine Residenz in dem Jagdschloß an der böhmischen Seite mit geringer Dienerschaft. Da lebte es nicht anders, denn ein paar Turteltäubchen im Forst, denn der Graf Ferdinand war subitement wie umgewandelt und die junge Gräfin Hanna führte ihn wie ein Lamm an einem Bändchen.

Dagegen wurde Gräfin Wlasta, als sie zurückkehrte, noch herrischer und stolzer und nahm brutale Sitten an.

Sie glich wohl einer skithischen Amazone, wenn sie sich zu Pferde umhertrieb oder das Wild in den Wäldern jagte, so daß das Volk sie nicht anders nannte, denn die „wilde Jägerin".

Bei solch einer Hetzjagd verunglückte Graf Stephan, kaum zwei Jahre nach der Hochzeit seines Sohnes. Graf Ferdinand konnte aber noch herbeieilen, um den Pardon und den Segen des Vaters zu empfangen sammt seiner jungen Gemahlin und seinem Söhnchen, dem jüngsten Grafen Franz.

Nach dem Tode des alten Herren zog das junge Paar auf das Schloß. Die Gräfin Wlasta wollte nicht bleiben. Sie zog es vor, ganz nach Wien zu übersiedeln, wo Graf Ferdinand ihr mit allen Galanterien das gräflich Palais zu Diensten stellte.

Der Abschied war curios. Als die Gräfin-Wittwe schon in der Kutsche saß, kam Graf Ferdinand rasch herbei und reichte ihr die Hand.

Die schöne stolze Frau sah ihn ernst an, ein wenig verwundert, wie es schien; doch nicht im Mindesten böse und endlich legte sie ihre kleine weiße Hand in die seine. Der Graf küßte dieselbe zwei Mal, während die Gräfin zu zittern begann und sich abwendete, um ihre Thränen zu verbergen.

Als die Kutsche zum Thor hinausfuhr, stand der Graf Ferdinand auf der Treppe und da wendete sich die Gräfin Wittwe noch einmal zurück und grüßte mit der Hand.

Die junge Gräfin Hanna zeigte sich für Alle als ein wahrer Engel. Sie regierte ihren Herrn Gemahl sanft und fest, so daß er musterhaft dastand in jeder Beziehung

und führte das Regiment im Hause und auf den Gütern mit aller Finesse und war unablässig bedacht, ihren Unterthanen beizustehen und die Armen mit Wohlthaten zu unterstützen.

Wenn Jemand dann die Achseln darüber zucken wollte, daß der Graf ein Bürgermädchen gefreit, da machten sich die Leute erst recht lustig über den Spötter und riefen: „Was will er, der Graf hat doch eine Königstochter heimgeführt.“

Der Komet.

Das Haus des reichen Kozurko sah festlich und glückverheißend aus, als sich die alte Baba Krapura demselben näherte. Es war am Pfingstsonntag und man feierte zugleich das Frühlingsfest. Rings um das Haus waren junge Birken aufgestellt, die einen schönen schattigen Kranz um dasselbe bildeten. Die holzbraunen Wände blickten freundlich aus dem frischen Grün und zwischen den weißen Stämmen hervor, während der Boden mit Schilf bestreut war. Die Alte trug sorgsam eine große mit Branntwein gefüllte Flasche im Arm und schlich leise wie eine Diebin in die große Wohnstube, in der der Bauer seine Pfeife rauchend, auf der Ofenbank saß, während seine Tochter, die schmucke Milka eben den Tisch deckte.

Diese erröthete, als sie die Eintretende gewahr wurde, während Kozurko sofort über den Zweck ihres Besuches im Klaren war; und daher die Augen zusammenzog und grimmig seinen Schnurrbart strich. „Nun, meine Geliebte," begann er, „für wen willst du denn meine Milka verlangen. „Sprich Dich frei aus."

„Ich — was denkt Ihr —," gab die Alte zögernd zur Antwort — „Nein, nein —", sie stellte die Flasche auf den Tisch.

„Behalte Deinen Branntwein," rief Kozurko, „erst muß man den Freier kennen, ehe man davon trinkt, so ist es Brauch."

„Wenn es also sein muß, mein Goldener," erwiederte Krapura, „der bravste Mensch im ganzen Dorfe hat mich gesendet, Plutin Wistozki."

„Was?" schrie Kozurko, indem er aufsprang, „Du unterstehst Dich mir mit einem solchen Antrag in das Haus zu kommen? wie? bin ich etwa ein Fremder für Dich? kennst Du mich nicht? bin ich ein Bettler?"

„Aber, mein Süßer, Stolzer —"

„Fort, hinaus, Du alte Hexe, sage mir lieber, ob Du auf einem Besen oder einer Katze nach Kiew zu dem Sabbath reitest, trink Deinen Branntwein nur selbst aus. Ich empfehle mich Dir und Deinem Herrn Plutin.

Milka sagte nichts, sie wirthschaftete nur heftig auf dem Tische herum und warf endlich glücklich das Salzfaß um. Kozurko sah es ungern. Das bedeutet Zwist im Hause.

Die alte Krapura schlüpfte rasch durch die halboffene Thüre hinaus ins Freie und traf Plutin bei der großen Linde, am Eingange des Ortes. Als dieser sie mit der vollen Flasche zurückkehren sah, wußte er auch schon, daß seine Werbung keine gute Aufnahme gefunden hatte. Er seufzte tief auf, seufzend ging er mit der Alten in seine Hütte und seufzend trank er mit ihr den Branntwein aus.

Inzwischen hatte das Salzfaß seine Schuldigkeit gethan.

„Wo hast denn Du den Bettler, diesen Zigeuner kennen gelernt?" hatte Kozurko begonnen und sofort war der hübschen Milka die Zunge gelöst.

„Plutin ist kein Bettler," sagte sie stolz und entschieden, sondern ein braver Mensch, der dem Kaiser gedient hat, sich durch seine fleißigen Hände ernährt, lesen und schreiben kann und einmal auch Küster oder Deputirter werden wird.

„Nun, so Gott will, werden wir es ja erleben."

„Ihr werdet es früher erleben, Herr Vater, daß er mein Mann wird," fuhr das Mädchen fort, indem sie ihre fliegenden Zöpfe zurückwarf, „wenn er auch nicht reich ist, ich nehme deßhalb doch keinen Anderen, eher gehe ich in den Wald und lasse mich vom Leszj (Waldgeist), in kleine, ganz kleine Stücke zerreißen."

Damit war die Angelegenheit vorläufig beendet.

Kozurko schwieg zwar darüber und die Liebenden trafen sich, wie früher, beim Brunnen, auf der Weide oder im Walde, beim Holz suchen. Drei Wochen waren seither vergangen, als der alte Diak (Kirchensänger) in der Sakristei an den Pfarrer die Frage richtete: „Ist es denn wahr, hochwürdiger Herr, daß wieder ein Komet im Anzug ist?"

„Ja, es steht in der Zeitung."

„Also doch," fuhr der Alte fort, indem er traurig mit dem Kopfe nickte, „und wird die Welt wirklich zu Grunde gehen?"

„Wer hat Euch das weiß gemacht?" sagte der Pfarrer lächelnd. Er war noch jung und erst seit Kurzem auf dem flachen Lande.

„Wozu hätten denn alle Leute so schreckliche Angst, wenn es nicht wahr wäre?"

„Wer hat Angst und weßhalb?" forschte der Pfarrer immer erstaunter.

„Die Bauern und die Juden," fuhr der Diak fort, die fürchten sich am allermeisten, aber ein wenig ängstige

ich mich schon auch, denn jedesmal noch, wenn ein Komet oder ein Nordlicht zu sehen war, hat es Krieg gegeben oder eine Revolution."

„Morgen ist Sonntag," sprach der Pfarrer; „ich werde also morgen darüber predigen."

„Wem?" versetzte verwundert der Diak, „kein Mensch wird hier sein, alle werden sich in die Berge flüchten."

Wirklich sah man aller Orten nur ernste und bekümmerte Gesichter und mehr als alle Anderen zeigte sich Kozurko zerknirscht und beängstigt, er ging zur Beichte, nahm das Abendmahl und lag von Früh bis Abends in der Kirche auf den Knieen und betete.

Da erschien eines Abends Plutin in seinem Hause. Er war von der ganzen Dorfjugend begleitet, was kein Wunder war, denn er sah wie ein Ritter aus der Zeit Sobieskis oder wie ein Engel aus. Um seine Schultern waren riesige Flügel befestigt, die er aus Gansfedern verfertigt hatte und in der Hand hielt er eine Art Hirtenstab.

„Ich bin gekommen," nahm er feierlich das Wort, „um von Euch und Milka Abschied zu nehmen, denn in drei Tagen wird der Komet erscheinen und die Erde zerstören, dann ist es mit Euch allen aus. Lebt wohl, ich werde Euch von Herzen beweinen."

„Wie das?" fragte Kozurko verblüfft, „meinst Du allein Dich retten zu können?"

„Gewiß, ich werde mich mit Hilfe dieser Flügel in die Lüfte erheben und erst dann zurückkehren, wenn Alles glücklich vorbei ist."

„Wie willst Du fliegen? bist Du ein Vogel?"

„Wie fliegt ein Vogel? mit Hilfe seiner Flügel, da ich Flügel habe, kann ich auch fliegen, um so mehr als ich die kabbalistischen Worte kenne, die dazu gehören.

„Weißt Du was, mache mir auch ein Paar solche Flügel,“ sagte Kozurko, „ich will sie Dir gut bezahlen.“

„Was mache ich mit dem Gelde,“ rief Plutin, „ich kann es doch nicht mitnehmen, ebensowenig als Ihr, wenn ihr in drei Tagen die Reise in die andere Welt macht.“

„So thue es aus christlicher Barmherzigkeit.“

„Nein, mein Theurer, der Handel ist nie in solcher Weise zu machen. Ich gebe Euch die Flügel und ihr gebt mir Eure Tochter.“

„Wenn Du nichts Anderes willst,“ sagte Kozurko erleichtert, die Milka kannst Du schon haben, in drei Tagen muß sie ja doch sterben. Du mußt Dich deßhalb mit der Hochzeit beeilen.

„Hier sind die Flügel,“ versetzte Plutin, indem er dieselben abnahm, „ich gehe jetzt zum Pfarrer. Sobald Milka meine Frau ist, sage ich Euch die kabbalistischen Worte, früher nicht.“

„Geh nur, Geliebter, geh,“ rief ihm der Bauer nach „und vergiß nicht, daß Du einen Dispens brauchst.“

Plutin ging und bekam richtig den Dispens, und da zum Glück ein Sonntag folgte, so konnte schon am nächsten Vormittag die Trauung in der Kirche verkündet werden und zu Mittag Plutin mit dem Brautführer sich das schöne Hemd abholen, das die Braut für ihn genäht hatte, und das er nach altem Brauch bei der Hochzeit anlegen mußte. Kaum hatte er sich entfernt, begannen die Kranzmädchen singend den Kranz zu winden, den sie dann, mit bunten flatternden Bändern geschmückt, Milka aufsetzten. Bald kehrte Plutin mit seinem Gefolge, dem Brautführer, dem Starosten, den Sängerinnen und Musikanten zurück, er fand indeß, wie es die Sitte vorschreibt, die Thür fest verschlossen, welche erst nach langem Bitten und Singen geöffnet wurde.

Jetzt hatte sich aber wieder die Braut versteckt und es währte geraume Zeit, ehe man sie fand und dem Bräutigam zuführte. Kozurko und die andern Verwandten nahmen nun auf der großen Bank Platz und das Brautpaar fiel Jedem dreimal zu Füßen und erbat und erhielt den Segen. Unter Gesängen schritten hierauf alle zur Kirche, singend wurde der Pfarrer gebeten, die Liebenden endlich zu vereinen, und nachdem dies geschehen, kehrten sie singend mit Musik zurück, die Braut in ihr Haus, der Bräutigam in das seine, und hier wurde gegessen, getrunken und getanzt, bis der Abendstern sich am blauen Himmel zeigte. Jetzt erst machte sich Plutin auf den Weg, sein junges Weib heimzuführen. Nochmals fand er die Thüre gesperrt, die Geliebte versteckt. Endlich waren alle Hindernisse überwunden. Das glückliche Paar saß vereint an dem gedeckten Tische und nahm die Wünsche und Geschenke der Gäste entgegen, während die Jugend tanzte. Als das Mahl zu Ende war und der Starost das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, stimmten die Kranzmädchen und Sängerinnen das schöne ergreifende Abschiedslied an. Milka küßte ihren Vater und alle Verwandten der Reihe nach, zog den neuen farbig ausgenähten Schafspelz an und wurde von dem Brautführer und Starosten auf den bereitstehenden Wagen gehoben, auf dem schon ein großer Kasten mit ihrer Ausstattung und das Bettzeug aufgeladen war. Unter Gesang und Musik setzte sich das Gefährt, dessen Zügel Plutin führte, in Bewegung, demselben folgten, mit lustigem Gebrüll und Geblöcke, die Kühe, Ochsen und Schaafe, welche Kozurko seiner Tochter noch, außer einer Summe baaren Geldes und dreißig Joch Feld, mitgab.

Im Hause ihres Mannes wurde Milka mit Weihwasser, Brod und Salz empfangen und zum Ofen geleitet.

Früh am Morgen weckte man sie mit Gesang, und wieder begann Musik und Tanz und dies währte drei Tage, bis der Komet gleich einer feurigen Ruthe am Himmel sichtbar wurde; und der allgemeine Schrecken dem Jubel ein Ende machte. Nachdem Kozurko die riesigen Flügel angeschnallt und Plutin ihm die kabbalistischen Worte insgeheim mitgetheilt hatte, machte er sich auf den Weg in die Karpathen. Zu gleicher Zeit begannen alle anderen zu wandern. In wenigen Stunden waren alle Dörfer wie ausgestorben, nicht einmal die Kranken ließ man Daheim. Niemand arbeitete.

Ein Theil des Landvolkes füllte die Kirchen und brachte hier Tag und Nacht im Gebete zu. Unablässig wurden, wie beim Gewitter, die Glocken geläutet.

Manche zogen es vor, in der Schenke zu bleiben und sich zu betäuben.

Viele erwarteten eine neue Sündfluth und ließen sich auf den großen flachen Schiffen nieder, die sie zu diesem Zwecke erbaut hatten. Dniester und Pruth waren mit solchen Fahrzeugen bedeckt, auf denen Bauern und Juden sich mit Weib und Kind und Gethier, und Allem, was sich von ihrem Hab und Gut fortbringen ließ, niedergelassen hatten. Hier erwarteten sie ruhig und ergeben das hereinbrechende Verhängniß, hier wohnten sie, hier kochten und hier schliefen sie.

Die meisten hatten sich indeß auf die Höhen, auf Hügel und Berge geflüchtet, und lagerten mit Pferd und Wagen und Vieh unter freiem Himmel. Nachts sah man ringsum ihre Feuer lodern.

Plutin und Milka waren allein in ihrem Dorfe zurückgeblieben. Während der Komet drohend an dem schwarzen Himmel stand, saßen sie auf der Bank vor ihrer Thür

und hielten sich umschlungen. Der Rauch suchte sich, ohne Schornstein, mitten durch das windschiefe geschwärzte Strohdach, seinen Weg in's Freie, der Zaun lag zur Hälfte auf der Erde und eine unheimliche Stille herrschte in der weiten Runde, nicht einmal das Gebell eines Hundes ließ sich vernehmen, aber sie empfanden keine Furcht und sie wären glücklich gewesen, auch ohne Dach, und eigenem Herd, in der Wildniß.

Und nach und nach, während Milka ihren Kopf zärtlich an Plutins Schulter lehnte, wurden allerhand Stimmen laut, die Grillen zirpten, die Nachtigallen sangen, ein frischer Wind zog sanft rauschend durch die Fliederbüsche und erfüllte die Luft mit holdem Duft, und zu den Stimmen gesellten sich Lichter, Leuchtkäfer funkelten im Grase und hingen, kleinen festlichen Lampen ähnlich, an den Zweigen der Sträucher und Irrlichter trieben in der Ferne ihr koboldartiges Spiel. So waren rings um die armselige Hütte und das glückliche Paar, Hochzeitsgesang und Hochzeitsfackeln.

So vergingen die Tage, die Nächte und die Welt ging nicht zu Grunde und der Komet zog flammend davon, man sah nur noch die Spitze seiner Strahlenruthe und die feurigen Flocken, die dieser folgten und endlich auch diese nicht mehr.

Langsam kamen die Flüchtlinge heim und ein Jeder kehrte zur gewohnten Ordnung und Thätigkeit zurück.

Jedermann war guten Muthes, nur Kozurko ärgerte sich im Stillen nicht wenig darüber, daß er ganz unnöthiger Weise für seine Tochter ein paar Flügel eingetauscht hatte.

Er besuchte deshalb jetzt öfter die Schenke, als es sonst seine Gewohnheit war.

Als er wieder einmal mit ein paar älteren Grundwirthen vor derselben stand, zeigte sich ein Adler hoch in den Lüften über ihnen.

„Wie schön muß es doch sein," begann seufzend einer der Bauern, „so in Gottes reinen Himmel emporzusteigen, während unsereiner, einem Wurme gleich, auf der Erde umherkriechen muß."

„Wer weiß," sprach Kozurko, indem er überlegen lächelte, „Ihr allenfalls! Ich dagegen, ich muß nicht. Wenn ich nur wollte, könnte ich gerade so schön fliegen, wie eine Schwalbe oder ein Adler."

„Was sprecht Ihr da für Thorheiten? Sehen wir etwa wie Leute aus, die sich zum Besten haben lassen?"

„Kein Scherz," betheuerte Kozurko, „ich werde hier, vor Euch, fliegen, sobald ich nur will."

„Dann fliegt nur gleich und sprecht nicht so lange."

„Also, was gilt die Wette?"

„Die Wette gilt: die Musikanten, und das die ganze Nacht hindurch, und ein Faß Bier."

„Es sei."

Kozurko eilte nach Hause und kehrte alsbald mit den Flügeln an den Schultern zurück, von zahlreichen Neugierigen gefolgt. Mit ruhigem Stolz stieg er auf einen Tisch, blickte lächelnd in die Runde, sprach leise die kabbalistischen Worte vor sich hin und breitete die Flügel aus, aber zu seinem größten Erstaunen erhob er sich nicht in die Lüfte, sondern stand noch immer auf demselben Fleck. Feuerroth vor Scham und Zorn rief er jetzt laut die Worte: Marbin, Katab, Kardiates! und gab sich einen tüchtigen Schwung und wirklich flog er jetzt, aber nicht zur Sonne empor, sondern vom Tische herab in die Pfütze, in der sonst die Enten plätscherten und kam mit Schmutz

bedeckt und mit zerschundener Nase unter allgemeinem Gelächter wieder zum Vorschein. Nachdem er wüthend die Flügel herabgerissen und der Dorfjugend preisgegeben hatte, welche sich redlich in dieselben theilte, kam er entrüstet zu seinem Schwiegersohne.

„Du hast mich zum Besten gehabt,“ schrie er, „Du Hundeblut, mit Deinen Flügeln.“

„Wie so,“ sprach Plutin ruhig, „gewiß habt Ihr die Worte vergessen.“

„Ich weiß sie nur zu gut: Marbin, Katab, Kardiates!“

„Seht Ihr, daß der Fehler an Euch liegt, Väterchen, Ihr müßt sagen; Naarbin, Katab, Kardiates und sofort werden die Flügel ihre Schuldigkeit thun.“

„Wie denn? wenn die Kinder sie schon zerrissen haben.“

„Das ist wieder Eure Schuld, Väterchen, und nicht die meine.“

Die Predigten der Frau Ganizka.

Es war am ersten Sonntag nach Allerheiligen, als der griechisch-katholische Pfarrer Cleophas Ganizki, bei seiner Rückkehr aus der Kirche, seine Frau im Harnisch, oder vielmehr, was dasselbe zu bedeuten hatte, in ihrer majestätischen blausammtenen Kazabaika fand. Der helle Luchspelz, mit dem die letztere gefüttert und ausgeschlagen war, war schwarz getiegert, und sie selbst hatte jenen kalten schrecklichen Tigerblick, der dem wackeren Seelenhirten jedesmal das letzte Restchen Muth benahm. Sie saß auf dem Divan und zwar genau in der Mitte, sodaß weder rechts noch links für den wohlbeleibten Mann ein Plätzchen übrig blieb, der ihm wohlbekannte verborgene Sinn dieser Attitude war, daß er vor ihr stehen zu bleiben und sich zu verantworten habe.

„Ich muß Dir sagen," begann Frau Ganizka, „daß ich heute mit Dir gar nicht zufrieden bin."

„Nicht?" Der gutmüthige Pfarrer strich sich das blonde Haar aus der Stirn und blickte durch die halbgeöffnete Thür in das Speisezimmer. Es war ihm sehr am Herzen gelegen, ob der Tisch bereits gedeckt sei. „Ich dachte doch, Alles gesagt zu haben —"

„Du hast diesmal, Gottlob, nichts vergessen, aber wie Du das Ganze vorgebracht hast! so matt, ohne jede Kraft und Würze. Ich habe immerfort gähnen müssen, und es sind, glaube ich, wirklich ein paar Leute bei Deiner Predigt eingeschlafen."

„Es wäre besser, Elisabetha, Du selbst würdest statt mir die Kanzel besteigen."

„In Amerika giebt es Frauen genug, die es thun, und etwas besser als Du würde ich schon predigen."

Pfarrer Cleophas hütete sich wohl, zu widersprechen, um so mehr, als eben die Suppe aufgetragen wurde. Der gute verständige Mann stand vollständig unter der Botmäßigkeit seiner Frau, ohne daß sie es nöthig gehabt hätte, irgend einen Zauber anzuwenden. Es ging das mit ganz natürlichen Dingen zu.

Wenn es ihm auch, nach unirtem Ritus, gestattet gewesen war, vor Empfang der Weihen eine Frau zu nehmen, so war er doch jetzt, gleich jedem anderen katholischen Priester, zum Cölibat verurtheilt, sobald es seiner Frau einfiel, ihn zu verlassen oder dieses irdische Jammerthal mit dem himmlischen Frieden zu vertauschen.

Dies beherzigte er immerdar und zitterte schon, wenn ein noch so kleines Wölkchen über die helle Stirn seiner Gattin zog, oder sie sich nur ein wenig unwohl fühlte.

Frau Ganizka war aber überdies eine jener unverwüstlichen, ewig jungen Frauen, welche jeden Mann in unzerreißbare Fesseln schmieden. Mit 35 Jahren stellte sie noch jedes Mädchen durch ihre zugleich schlanke und üppige Gestalt, ihren elastischen Gang und die Frische ihres schönen liebreizenden Gesichtes und ihre hellen klugen Augen in Schatten. Wenn ihre Hand aus dem weichen

Dunkel des pelzgefütterten Aermels hervorkam, weckte sie die Begeisterung jedes Mannes von Geschmack. Diese Hand war ebenso würdig, von einem großen Bildhauer modellirt zu werden, wie einst der Fuß der Pompadour.

Wie sollte Pfarrer Cleophas dieses Weib nicht vergöttern und nicht willig das süße Joch desselben tragen? Wie sollte er nicht das höchste irdische Glück genießen, als sie ihm jetzt nach dem Speisen gestattete, neben ihr, auf dem alten bequemen Divan seinen Tschibuk zu rauchen. Ihre Frage, was er für ein Thema für die Predigt des nächsten Sonntags erwählt habe, fand ihn denn auch vollkommen ergeben.

„Wähle selbst einen Gegenstand, theure Elisabetha," erwiderte er sanft, und sie nickte zustimmend. In der That waren es vielmehr ihre, als seine Predigten, welche die andächtige Gemeinde an Sonn- und Feiertagen zu hören bekam. Einmal, war sie mit seinem Concept unzufrieden gewesen und hatte es einfach zerrissen und zu Papilloten verbraucht, seitdem entstanden seine Kanzelreden förmlich unter ihren Augen, und sie war insbesondere erfinderisch darin, die geistlichen Ermahnungen, welche Ganizki seinen verstockten Bauern ertheilte, mit den Vorkommnissen im Schooße ihrer eigenen Familie in Verbindung zu bringen.

So oft ihr Mann, so oft die Kinder ihr etwas nicht recht machten, mußte der Erstere gewiß am nächsten Sonntage darüber predigen.

Sie hatte vier Söhne, von denen der älteste 17, der jüngste 8 Jahre alt war. Es kam vor, daß sie alle zusammen, gleich homerischen Helden, um einen Bleistift oder das Farbenkästchen kämpften, und Frau Ganizka, un-

bekümmert darum, daß Bogdan, ihr ältester, bereits die 8. Gymnasialklasse besuchte, ein fürchterliches Gericht abhielt.

Dann war es gewiß die väterliche Pflicht des guten Pfarrers, am nächsten Sonntage, die Wirkung der strafenden Hand seiner Gattin durch die Macht seiner Beredtsamkeit zu ergänzen und über das Thema: „Es ist besser, ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Haß, oder: „Wer seine Ruthe schont, der haßt seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald,“ zu predigen.

Cleophas selbst war sanft wie eine Taube, aber jedesmal, wenn seine Frau es sich einfallen ließ, in seiner Abwesenheit sein Zimmer in Ordnung zu bringen, und vor Allem seinen Schreibtisch abzustauben, wurde er zum Löwen, dann ging er mit den Schritten eines Theaterhelden auf und ab, schlug mit der flachen Hand auf das Fensterbrett, daß die Scheiben klirrten, und sein Organ zeigte mit einem Male eine Kraft, welche man auf der Kanzel schmerzlich an demselben vermißte, bei solchen Gelegenheiten machte es nicht einmal eine Wirkung auf ihn, wenn seine Frau ihren Kazabaika anzog und ihn mit ihrem kalten Tigerblick ansah.

Sie sperrte sich dann ruhig in ihrem Zimmer ein und wartete, mit einem spöttischen Lächeln um die vollen Lippen, bei einem Buche von Pisemski oder Danilewski den Augenblick ab, wo er an dem Schlüsselloch erscheinen würde, um nach einigem Parlamentiren sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und die nächste Predigt begann gewiß mit den Worten: „Meine lieben Zuhörer! Wer unvorsichtig herausfährt, sticht wie ein Schwert, aber die Zunge des Weisen ist heilsam,“ oder: „Ein Narr

zeigt seinen Zorn bald, aber der Kluge verbirgt seine Blöße."

Alexa, die einzige Tochter des Ehepaars Ganizki, war so einfach und züchtig erzogen, wie es dem Kinde eines Priesters ziemte. Mit 16 Jahren wußte sie kaum, ob sie hübsch oder häßlich war, denn da ihre Mutter ihr selbst die schweren blonden Zöpfe flocht, hatte sie keinen Anlaß, sich in den Spiegel zu sehen. Da fand sie eine Freundin in der Tochter des Arztes, und diese klärte sie, mehr als es nöthig war, über ihre Reize und die Mittel, dieselben zu erhöhen, auf.

Alexa begann sich, gleich ihr, in der Kirche mehr mit den jungen Herren, als mit dem Gebetbuch zu befassen und da diese Löwen des Dorfes, nämlich der Sohn des Gutsherrn, der bei dem letzteren einquartirte Cavallerieoffizier, der Lehrer und der Mautheinnehmer, auch öfters Abends in das Haus des Arztes kamen, wo man sich mit Pfänderspielen, Hammer und Glocke oder Charaden unterhielt, putzte sie sich von Tag zu Tag auffallender und erlernte nebenbei alle jene Künste der Coquetterie, die einem Landmädchen zu Gebote stehen. Erst kam eine Masche an die Brust und eine Blume in das Haar, dann wurde, mit Hilfe der Freundin, insgeheim eine grünsammtene Jacke fabrizirt, in der die Taille wie in einem Schraubstock stak, dann kam ein mörderisches Parfüm in das gestickte Taschentuch, und endlich wurden eines Abends die Brauen geschwärzt, die Wangen geschminkt und ein paar Pfund falsches Haar aufgeladen.

Es war ein schrecklicher Moment, als Frau Ganizka diese Verirrung ihrer Tochter entdeckte. Im Nu war der Chignon herabgerissen und in das Feuer gesteckt, ehe man eins, zwei, drei zählen konnte, hatte sie die Kleiderbürste

eingetaucht und mit demselben das feine Gesicht Alexas, ohne Erbarmen, abgerieben, dann wurde die sammtene Jacke behutsam ausgezogen und das schluchzende Mädchen, in dem schmutzigen Schafspelz der Küchenmagd, bei zwanzig Grad Kälte, in den Hof zum Holzblock gestellt. „Da wirst Du gleich rothe Wangen bekommen," sprach die Mutter grausam lächelnd, und in der That, nachdem Olexa durch eine Woche täglich zwei Stunden lang Holz gespalten hatte, wäre es sehr überflüssig gewesen, wenn sie noch den Schminktopf in Anspruch genommen hätte.

Der Pfarrer wurde nun beordert, seiner Tochter von der Kanzel herab eine ernste Belehrung über weibliche Eitelkeit und Putzsucht zu ertheilen. Er schabte indeß verlegen seine Nase und meinte: „Das ist ein Dornenstrauch, in den Du mich schickst, Elisabetha, wer frei von Schuld ist, soll den ersten Stein auf sie werfen."

„Ich werfe ihn," gab Frau Ganizka zur Antwort," den wenn Du meinst, daß auch ich einige Sorgfalt auf mein Aeußeres verwende, so ist das etwas ganz anderes, denn vor Allem bin ich nicht siebzehn, sondern fünfunddreißig Jahre alt, dann muß ich Dir gefallen, es ist dies meine Pflicht, und das einzige Mittel jenen wohlthätigen Einfluß auf Dich zu üben, der Dich schon vor manchen Unannehmlichkeiten, ja sogar vor schwerem Unglück bewahrt hat."

„Elisabetha," sprach Cleophas gerührt, „Du bist immer schön und wärst Du auch häßlich, ich würde Dich dennoch anbeten. Sagt nicht der Apostel Paulus so schön: ‚Wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst.‘"

„Aber trotz dem Apostel Paulus," bemerkte Frau Ganizka, „bist Du halsstarrig, so oft ich eine Nachtjacke

anhabe und wirst im Moment gefügig, sobald ich meine Kazabaika anziehe." Und sie schlüpfte lächelnd in dieselbe und wirklich eiferte der Pfarrer das nächste Mal von der Kanzel herab: „Hört die Worte des Propheten Jesaias, ehe es zu spät ist, beherzigt seine Warnungen. Weil die Töchter Zions stolz sind, spricht er, und gehen mit aufgerichtetem Halse und geschminkten Gesichtern, geputzt einherschreiten und sich drehen, und kostbare Schuhe an ihren Füßen haben, wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen."

Nicht weniger aufgeregt als über die unschuldigen Künste ihrer Tochter, war Frau Ganizka, als sie eines Tages an dem Rocke ihres ältesten Sohnes Bogdan einen fehlenden Knopf annähte, und unvermuthet einen Liebesbrief fand. Dieser Liebesbrief war zwar so gehalten, daß an dem platonischen Charakter dieser gegenseitigen Leidenschaft kein Zweifel aufkommen konnte, aber da der Gegenstand derselben eine verheirathete Frau und noch dazu eine durch ihre galanten Abenteuer bekannte reizende Jüdin war, so mußte die schöne Hand Elisabethas energisch eingreifen, um ihren Liebling vor dem lockenden Sirenensang zu bewahren. Diesmal machte die Predigt den Anfang. Ihr Thema war den Sprüchen Salomos entnommen: „Er folgte ihr bald nach, wie ein Ochse zur Schlachtbank geführt wird, und wie zur Fessel, mit der man die Narren züchtigt, wie ein Vogel zum Strick eilt und weiß nicht, daß es ihm das Leben gilt." Und nachdem er, von der Kanzel herab auf das Eindringlichste gewarnt und ermahnt worden war, wurde der liebeglühende Jüngling nach der Stadt geschickt und zugleich unter die strenge Aufsicht einer halbverschimmelten Tante gestellt.

Pfarrer Cleophas besaß ein gutes Herz und war, wie alle Menschen, die dieses fatale Geschenk erhalten haben, weich und schwach, und wurde von seinen Verwandten und Freunden furchtbar ausgebeutet. Einige Zeit sah Frau Elisabetha ruhig zu, dann gab es jedesmal, wenn er schenkte oder lieh, was auf dasselbe herauskam, eine dramatische Scene, und endlich gab Cleophas das feierliche Versprechen sich von keinem Menschen mehr brandschatzen zu lassen.

Im Dorfe lebte seine Schwester, die an einen Schneider verheirathet war, es war dies nach der Ansicht der Frau Ganizka zwar eine unverzeihliche Mesalliance, aber sie ließ sich doch herbei, um ihren Schwager zu unterstützen, bei demselben die Kleider für sich und Alexa machen zu lassen.

Das Unglück wollte, daß er ihr ein Seidenkleid jämmerlich verpfuschte und in dem Augenblick, wo sie am meisten raste, in der löblichen Absicht sie zu besänftigen, ihr die freundliche Versicherung gab, daß sie diesmal sein Conto nicht zu bezahlen brauche, um so mehr als ihr Mann ihm erst kürzlich wieder einen Wechsel unterschrieben habe.

Elisabetha blieb mehrere Secunden starr, dann nahm sie ihren Mann in Verhör, und nachdem sie ihn zum Geständniß gebracht hatte, ärgerte sie sich nicht im Mindesten, sondern erklärte ihm, daß er fortan keinen Kreuzer Geld in der Hand haben dürfe, und daß sie seine Wechsel unter keiner Bedingung einlösen werde. Von der Stunde an, wo sie den Schlüssel zur Kasse hatte, war sie die liebenswürdigste Frau der Welt, aber deshalb wurde dem guten Cleophas die Predigt doch nicht geschenkt und am nächsten Sonntag wurden seine Zuhörer, durch eine ergreifende Paraphrase des biblischen Satzes: „Reichthum wird wenig, wo man es vergeudet, was man aber zusammenhält, das wird groß“ innig erfreut.

Eigentlich war es ein Glück für den braven Mann, daß seine Frau, wie sie sich ausdrückte, jetzt auf seinem Geldsack saß, sie konnten sich Manches gönnen, was sie sich früher versagen mußten und außerdem legte Elisabetha jeden Monat ein artiges Sümmchen in die Sparkasse; aber hie und da kam Cleophas doch in eine peinliche Lage, wenn einer seiner Freunde ihm gefühlvoll seine Verlegenheit schilderte und er ihm nicht helfen konnte. Eines Abends, als ihn wieder der Arzt um hundert Gulden gebeten hatte und dieselben in drei Tagen zurückzugeben versprach, faßte sich Cleophas ein Herz und versuchte seine Frau zu erweichen. Es gelang ihm aber nicht.

„Ich hätte Dich nicht für so gefühllos gehalten," sagte er endlich, „Deine Sparsamkeit geht schon zu weit, Du bist nicht viel besser als ein Geizhals, der sein Geld vergräbt.

„Gönne ich Dir, gönne ich den Kindern, nicht Alles?" gab sie zur Antwort, „aber ich gebe es nicht mehr zu, daß Du Dein Geld verschwendest. Ich bin einfach eine gute Hausfrau und das soll Dir nur lieb sein, Du kannst gleich das nächste Mal darüber predigen. Wähle den Spruch: ‚Ein fleißiges Weib ist eine Sonne ihres Mannes,' zum Vorwurf und vergiß nicht, an geeigneter Stelle den Satz einzuflechten: ‚Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen'."

„Du bist viel mehr eine Tyrannin, als eine gute Hausfrau."

„Heißt es nicht in der Schrift," erwiderte sie, „eine fleißige Hand wird herrschen."

„Ich werde nächstens über den Satz predigen: Gott hat ihn gestraft und in eines Weibes Hände gegeben."

Der Pfarrer war selbst erschrocken, als er es ausgesprochen hatte, aber wider Erwarten blieb Elisabetha vollkommen ruhig.

„Du siehst wenigstens ein, daß Gott Dich in meine Hände gegeben hat?“ sprach sie lächelnd, „aber ich werde Dich nicht länger unglücklich machen und Dich daher vollständig frei geben. Wir werden uns trennen und dann steht Dir nichts mehr im Wege, die höchsten Kirchenwürden zu erlangen.“

„Aber, Elisabetha —“

„Ich will Dich vollkommen zufrieden sehen. Wende also nichts ein, ich kenne Dich endlich und werde darnach handeln.“

Am nächsten Tage fuhr sie in die Stadt. Als sie zurückkehrte, fragte Cleophas sie schüchtern, bei wem sie gewesen sei. „Beim Bischof,“ gab sie kurz zur Antwort. Wirklich kam nach kurzer Zeit ein Schreiben des Bischofs, in dem er dem Pfarrer versprach, ihn zum Domherren zu ernennen, sobald er gewillt sei, sich von seiner Frau zu trennen.*) „Das verdankst Du mir,“ sagte Frau Ganizka „in zehn Jahren bist Du Bischof.“

„Elisabetha,“ begann jetzt der Pfarrer, vollständig zerknirscht, „mach' mich nicht unglücklich.“

„Im Gegentheil, ich will Dir nur Deine Freiheit wiedergeben.“

„Ich will sie nicht. Komm', sei gut, sieh mich freundlich an. Ich will ja Alles thun, was Du von mir verlangst.“

---

*) Um höhere kirchliche Würden zu erlangen, müssen die unirten Priester unverheirathet sein oder sich von der Frau trennen.

O! das geht nicht so, wie Du glaubst," erwiderte sie, ihn strenge ansehend, „erst mußt Du auf Deinen Knieen um Gnade bitten, dann wollen wir sehen."

„Ich kann doch nicht," stammelte er, „wenn es Jemand sieht."

„Niemand wird es sehen," gab sie zur Antwort und sperrte die Thür ab, „aber Du mußt Dich einmal ganz unterwerfen, Cleophas, verstehst Du, und um Dir es zu erleichtern werde ich meine Kazabaika anziehen."

Am nächsten Sonntag predigte der gute Pfarrer über das zweite Capitel, des zweiten Briefes des Apostels Paulus an die Corinther: „Von Aufnehmung des bußfertigen Sünders."

Eingeschneit.

Das Ganze war eigentlich eine jener Damenverschwörungen, die in Polen und Rußland so oft die Geschicke der Völker entschieden haben, denen der Gemahl der zweiten Katharina und Stanislaus August zum Opfer fielen. Frau Towarnizka und Fräulein Marzia Rebezka wollten tanzen und die jungen Damen Gostobski waren sofort gleicher Ansicht und so wurde eine Schlittage nach Ratschki arrangirt, ohne daß wir armen Opfer, wir traurigen Herren der Schöpfung, nur gefragt worden wären.

Der Tag, an dem das große Unternehmen seinen Anfang nahm, war schön genug, der Himmel rein, die Luft bis zu einem gewissen Grade von der Sonne erwärmt, die Schneebahn vortrefflich; es war also in der That kein allzu kühnes Wagniß, nach dem kaum zwei Stunden entfernten Ratschki zu fahren. Als wir im Schlitten den kleinen Edelhof verließen, krächzten die Krähen lustig auf den großen Pappeln, die denselben umstanden und der riesige weiße Wolfshund bellte freudig an der Kette. Die Katze saß auf dem Gemäuer der Freitreppe und putzte sich, alles gute Anzeichen. Mein Onkel saß neben dem Kutscher und lenkte selbst die Pferde, während

meine schöne Tante neben mir, in den weichen Fellen ruhend, ihren großen Fuchspelz über mich breitete. Die Fahrt war auf diese Weise sehr angenehm.

In Banschtsch wurden wir mit dem Dombrowski-marsch empfangen. Es waren sechs jüdische Musikanten, die Herr Alfred Puzyna für Geld und gute Worte gewonnen hatte und die jetzt in einem mit drei mageren Bauernpferden bespannten Fuhrwerk, das ebenso sehr einem Kahne wie einer Wiege glich, voraussegelten. Herr Puzyna folgte uns mit zwei anderen jungen Herren. Im Städtchen wurden wir durch die Hußaren-Offiziere und ein paar junge Beamte verstärkt, so daß wir schon mit fünf Schlitten nach Studniza gelangten. Hier gesellte sich die gefeierte Frau Towarnizka, auf den ausgebreiteten Flügeln eines Schwans ruhend, zu uns und mit ihr ihr Gatte, Herr Hugo, den sie so gnädig war mitzunehmen. Als wir in Ratschki Mittags ankamen, empfing uns der gastfreundliche Hausherr Herr Gostobski an dem Fuße der Freitreppe mit dem großen Familienpokal, während sich an den kleinen, mit Frost bedeckten Fenstern so und so viel hübsche neugierige Mädchengesichter zeigten. Es währte nicht lange, so war ein zahlreicher Kreis guter Nachbarn vereint und schöne Frauen und Mädchen wetteiferten, die Herzen der Herren zu bezwingen und ihre Mazurs und Quadrillen nach Geschmack und Laune zu vergeben.

Es versteht sich von selbst, daß nur zwei Personen in dieser heiteren Gesellschaft einander fast ängstlich auswichen, das waren Herr Alfred Puzyna und Fräulein Marzia Rebetzka, die zusammen einen Prozeß führten, den schon ihre Großeltern begonnen hatten.

Der Himmel war noch immer rein und von einer sanften blaßblauen Farbe, nur im Osten zeigte sich ein

kleines weißes Wölkchen, das nicht größer schien als ein Schneeballen oder eine mit Zuckerschaum gefüllte spanische Torte und daher von Niemanden beachtet wurde.

Nach dem Diner machten die jungen Damen und Herren Toilette und die Alten spielten Whist oder Tarok. Um vier Uhr, es war noch nicht recht dunkel, begann man zu tanzen. Herr Gostobski war ein echter polnischer Landedelmann vom alten Schlag, eine jener edlen Seelen, die sich für ihr Vaterland, ihre Freunde, ihre Verwandtschaft und vor allem für ihre Frau ruinirten, die die Ernte auf dem Halm verkauften, um eine Anzahl Reiter gegen die Moskowiter ausrüsten zu können und einen geflickten Schnürrock trugen, während ihre Frauen die Kleider von Paris bezogen und sich zu Hause in sammtenen, mit Marder- oder Zobelpelz besetzten Jacken auf dem staubigen Divan herumwälzten. Er erfüllte die Pflichten des Hausherrn mit Eifer und Freude. Bald war er im Tanzsaal und ermunterte die Musikanten oder neckte die Mädchen, bald sah er den Kartenspielern zu, jetzt eilte er in den Keller, jetzt in die Küche und wenn es nöthig war, auch in die Speisekammer, denn seine Frau war im höchsten Maße das, was man eine Grymasnіza nennt, immer unglücklich, angegriffen, nervös, übler Laune, unzufrieden, den Thränen nahe und vor Allem immer sehr leidend. Ich glaube, es gab keine Krankheit, die sie nicht bereits gehabt, und kein Bad, das sie nicht besucht hatte. Sie war wie zu einem Hofball angezogen, kokettirte etwas altmodisch sentimental, aber unermüdlich mit ihren blauen Himmelsaugen und stampfte beim Mazur wie ein Steppenroß, hatte uns aber gleich mit der Versicherung empfangen, daß sie an einer schrecklichen Migräne leide, und betheuerte immer wieder, daß sie sich nur aus Liebe zu ihren hoch-

geschätzten Gästen aufopfere. Ihre Töchter schienen eher alles Andere als Schwestern zu sein. Amalie war geschaffen, um ein Streitroß zu besteigen, jeder alte Major hätte sie um ihre sonore Commandostimme beneiden können, und es klang wie Hohn, wenn man sie zärtlich verkleinernd Maltscha nannte. Dagegen war Isabella eine Madonna, aber eine Dorfkirchen-Madonna, mit großen verdrehten Augen, einem langen farblosen Gesicht, das immer länger wurde, je gefühlvoller sie sich zeigen wollte, und einer Nase, die wie ein Dorn an einem Akazienzweige dastand. Sie seufzte jederzeit, jeder Satz begann bei ihr mit einem Seufzer und erhielt einen Seufzer als Schlußpunkt, sie aß seufzend die Portion eines Dreschers auf und seufzte sogar bei einer Polka oder einem Galopp. Wenn sie aber zornig wurde, und sie wurde sehr leicht zornig, da wurden ihre Madonnenaugen plötzlich ganz klein und ihr Gesicht war mit einem Male rund und dunkelroth wie ein neuer Kupferkreuzer und statt zu seufzen, spuckte sie um sich und ihre langen, mageren Hände flogen nur so umher und es zeigte sich jetzt auch, daß sie ganz ordentliche Krallen an den zarten Engelshänden hatte. Diese beiden Mädchen, Maltscha in einem alten blaßgrauen Seidenkleide ihrer Mutter, Bella weiß wie ein Täubchen, tanzten mit der Ausdauer eines ehemaligen Kavalleriepferdes, das auch an der Deichsel einer Judenbutka stets im Galopp geht.

Alfred Puzyna beschrieb Kurven, um die ihn der beste Schlittschuhläufer hätte beneiden können, nur um nicht in die Lage zu kommen, in die blauen Augen der elfenschlanken Marzia Rebetzka blicken zu müssen, und doch hingen diese schönen Augen immer wieder mit einer solchen Aufmerksamkeit an seinem hübschen Gesichte und jedesmal, wenn Marzias blonde Zöpfe beim Tanze an ihm vorüberflogen, drehte er

seinen Schnurrbart, als gelte es, eine schwierige Eroberung zu versuchen. Marzia war fast immer nur an der Seite des Herrn Husarewitsch zu sehen, eines jungen Beamten, der mit dem Modejournal ungleich vertrauter schien als mit den österreichischen Gesetzen oder seinen Acten, und dessen helles, in der Mitte getheiltes Haar zu beiden Seiten seines Kopfes wie ein Strohdach herabhing. So oft der Pfarrer Popiel den Taroktisch verließ und an der Schwelle des Tanzsaales erschien, berechnete er im Geiste bereits die Trauungs-Taxen für ein hochwohlgeborenes Paar. Dieser würdige Mann war so groß und hager, daß ihn, wie der lustige alte Pan Zajontschek beim zehnten Glase zu erzählen liebte, als er eines Morgens, eine Predigt studirend, regungslos auf einem Feldwege stand, ein technischer Geometer für eine Meßstange angesehen und in Folge dessen den Erzähler um zwei Joch besten Ackergrundes verkürzt hatte. Das vergnügte Lächeln, das beim Anblick des fast unzertrennlichen Pärchens um seine dürren Lippen spielte, ärgerte Herrn Alfred Puzyna, Gott weiß, aus welchem Grunde, so sehr, daß er den Umstehenden erzählte, der Pfarrer habe sich medicinische Werke und eine Hausapotheke nur zu dem Zwecke angeschafft, damit sein Begräbnißregister nicht so sehr verstaube.

Frau Towarnizka hatte damit begonnen, die anwesende Herrenwelt zu lorgnettiren und sich dann gleich ein Opfer erkoren, wenn von einem Opfer die Rede sein kann, wo sich ein Jeder glücklich schätzte, von ihr bemerkt zu werden. Man sah hier auf's Neue, daß eine Frau durchaus nicht schön zu sein braucht, um als Löwin der Gesellschaft die erste und glänzendste Rolle zu spielen. Frau Towarnizka war weder jung noch schön und doch huldigten ihr drei Kreise von Galizien. Das Beste, was man von ihr sagen

konnte, war, daß sie Chic besaß, aber dieser Chic genügte, um die magere Gestalt mit Reiz und Anmuth zu umkleiden, dem gelben Gesichte, den dunkeln, tiefliegenden Augen etwas fascinirendes zu verleihen und allem, was sie sprach, den Stempel des Esprit aufzudrücken. Das Opfer, der Tänzer nämlich, das sie sich erkoren hatte und das sich durch ihre Gunst sehr geschmeichelt fühlte, war ein Gutsbesitzer von unbestimmtem Alter, Herr Krasnowski, ein schöner Paschah seinem Aeußeren nach und ein Eugen Onägin in Bezug auf seine geistige Physiognomie.

„Wer ist dieser schöne Mann", wendete sich die Königin dreier galizischer Kreise an ihren Gatten, einen dicken, kurzhalsigen, blonden Biedermann.

„Das ist ja Robert Krasnowski, ein furchtbarer Weltverächter."

„Stelle mir ihn vor."

„Ich sage Dir ja, daß er einen übeln Ruf hat", erwiderte Herr Towarnizki, „er ist so zu sagen ein Atheist."

„Das macht ihn in meinen Augen um so interessanter."

Herr Towarnizki gehorchte also und brachte den gefährlichen Mann seiner Frau. Diese ließ jetzt ihre prächtige Sortie de Bal von weißem Atlas, mit schwarzem Luchspelz besetzt, von den mageren Schultern gleiten und der gehorsame Gatte verschwand mit derselben, er wußte, daß er seine Frau nicht geniren durfte, wenn sie sich amüsiren wollte und da sie alles in allem eine musterhafte Gattin war, so konnte er sich dieser kleinen Laune fügen.

Um Mitternacht, als der Ball nach einem glänzenden Souper auf seinem Höhepunkt angelangt war und Frau Towarnizka mit dem gefährlichen Mann bereits die dritte Quadrille getanzt hatte, gesellte sich zu dem wackeren jüdischen

Orchester eine zweite gar seltsame Musik, welche dasselbe zu übertönen drohte. Aus dem Wölkchen war eine Armada von Wolken, aus dem kleinen Schneeballen ein Schneesturm geworden. Jener Wirbelwind, den die podolische Fläche mit der Wüste gemein hat, nur daß er hier den Schnee und dort den heißen Sand aufstürmt und in fliegenden Säulen dahinjagt, hatte sich plötzlich erhoben und die weißen, trägen Massen, die seit Wochen auf der Erde lagerten, in Bewegung gebracht. Er heulte in den Schorsteinen, trieb aus den Kaminen einen Funkenregen heraus, erbaute Schneepaläste auf der Steppe und umgab Dörfer und Edelhöfe mit riesigen weißen Mauern.

Was war da zu machen? Es war nichts Neues was man da erlebte. Man zuckte die Achseln und tanzte weiter und als es zu tagen begann, ging Jeder, so gut er konnte, zur Ruhe, denn an eine Rückkehr nach Hause war nicht zu denken. Die Damen nahmen die Betten und Divans und einige überzählige Matrazen ein, die Herren streckten sich auf dem Stroh aus, das auf dem Boden des Tanzsaales und des Speisezimmers für sie aufgeschüttet wurde.

Wir erwachten Mittags um zu erfahren, daß man die Versuche, einen Weg zu schaufeln, aufgegeben hatte und wir in Ratschki eingeschneit waren. Es gab Niemanden der sich nicht heiter in sein Schicksal ergeben hätte. Man machte also Toilette, entfernte das Stroh, fegte die Fußböden, und während wir noch beim Diner saßen, stimmten die Musikanten bereits ihre Instrumente. Nach einer kurzen Siesta begann man wieder zu tanzen und Karten zu spielen und tanzte und spielte die ganze Nacht hindurch. Noch immer heulte der Wind. Wir waren die Gefangenen Gostobskis, Gott weiß für wie lange noch, und schliefen

den nächsten Vormittag hindurch ebenso gut oder schlecht, wie am vorigen Tage.

Der ganze Edelhof glich einem Zigeunerlager. Mittags erwachte Herr Towarnizki, der Erste von uns. Er zog ein Paar Pantoffeln an, die dem Hausherrn gehörten und hüllte sich in den lilafarbenen Kaftan eines der jüdischen Musikanten, der auf einem Fensterhaken hing. In dieser rasch improvisirten Toilette schlich er zu seiner Frau, in der Absicht, die Sehnsucht seines Herzens zu stillen und sich mit ihr durch das Schlüsselloch zu unterhalten. Ein kräftiges Husten weckte die Gattin, aber Madame schien nicht sehr zufrieden damit.

„Was willst Du hier?“ rief sie, die Thür ein wenig öffnend, „der Teufel soll Dich holen!“

„Geliebte Runja;“ erwiederte er, „ich wollte Dir nur sagen, daß ich Dich anbete.“

„Sehr geistreich.“

„Aber was hast Du mit diesem Krasnowski, weißt Du nicht, daß ich eifersüchtig bin? Du tanzst doch sehr viel mit ihm.“

„Ich tanze immer nur mit einem Herrn.“

„Aber ich bin einmal eifersüchtig und kann es nicht ändern.“

„Das ist Deine Sache,“ gab die von drei galizischen Kreisen bewunderte Frau zur Antwort, „ich habe nichts dagegen, im Gegentheil, es macht mir sogar Spaß; aber sage mir, habe ich Dir je Ursache dazu gegeben?“

„Nein,“ antwortete er eilig, Du bist ja überhaupt das Ideal einer Frau.“

Herr Towarnizki war aber nicht der Erste, sondern der Zweite, der aufgestanden, vor ihm hatte bereits Alfred Puzyna sein Strohlager verlassen und knüpfte eben im

Spielzimmer, vor dem großen Wandspiegel, sein Halstuch, als ein Frauengewand eilig vorüber rauschte. Er wendete sich um und sah nur noch eine schlanke Mädchengestalt, die eben zur Thür hinaus wollte. Im nächsten Augenblick hatte er sie eingeholt.

„Was befehlen Sie?“ fragte er artig.

„Ich — ich wollte — aber ich kann Sie doch nicht bemühen,“ antwortete eine tiefe schöne Altstimme. Alfred wurde roth, roth bis in die Ohrläppchen. Es war Fräulein Marzia Rebetzka, seine Gegnerin, die vor ihm stand und mit den vom Schlafe leicht gerötheten, frischen Wangen, das blonde Haar in Papierpapilloten eingedreht, die holde Gestalt in eine mit Fehenrücken gefütterte und besetzte Kazabaika von Penséesammet geschmiegt, noch um Vieles schöner war, als in Balltoilette.

„Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen zu dienen,“ sagte Alfred sich verneigend.

„Es handelt sich darum, das Lockeneisen heiß zu machen.“ Schon hatte sich Alfred desselben bemächtigt, er eilte selbst in die Küche, legte es selbst in die Gluth und brachte es im Triumphe zurück. „Ich danke, ich danke sehr,“ stammelte Marzia.

„Befehlen Sie nur weiter über mich.“

„Wie sollte ich?“

„Sie machen mich glücklich.“

Das Weitere fand sich von selbst. Alfred wich nicht mehr von der Stelle und so wurde ihm unter Aufsicht der Frau Gostobska das Glück zu Theil, zuzusehen, wie Marzia ihre Haare brannte, dann auch jenes, ihr den falschen Zopf zu halten, als sie denselben flocht, sowie die Puderbüchse, während sie sich derselben bediente und endlich

das Glück, ihr das Licht anzuzünden, an dem sie den Kork schwärzte, mit dem sie ihre Augenbrauen verbesserte. Man genirt sich in solchen Dingen nicht, wenn man zusammen eingeschneit ist und Marzia that klug daran, keine Ausnahme zu machen. Dafür saß Alfred diesmal beim Diner neben ihr und bediente sie, wie ein Tauber sein Täubchen und er tanzte an diesem Nachmittag fast nur mit ihr, an diesem Nachmittag, denn Abends waren bereits Alle so müde, daß die Musikanten in die Backstube geschickt wurden und man sich begnügte, zusammen zu soupiren und zu plaudern.

Am dritten Tage war alle Welt früh auf. Die Damen erschienen beim Frühstück mit Papilloten und in ihren bequemen Pelzjacken und zeigten so wenig Lust, dieselben mit den gepanzerten Ballroben zu vertauschen, daß man, statt zu tanzen, spielte; die alten Herren und Damen spielten ihren Whist oder Tarok weiter, die jungen Herren spielten Makao oder Billard mit den Damen. Ein Theil der Gesellschaft beschloß, ein Theaterstück aufzuführen. Sofort wurden die Rollen geschrieben, die Costüme hergestellt und Proben gehalten. Alfred spielte den Liebhaber und Marzia seine Angebetete, die Beiden gingen mit Siebenmeilenstiefeln. Abends stellte man lebende Bilder. Frau Towarnizka als Judith schickte sich an, Krasnowski zu enthaupten und Alfred lag als Prinz zu den Füßen des erwachenden Dornröschens, Fräulein Marzia.

In der folgenden Nacht fanden zwei Ereignisse statt. Der lustige Zajontschek schlich sich, Gott weiß wie, bei den Damen ein und malte Frau Towarnizka und Fräulein Bella riesige Schnurrbärte mit Kohle und Herrn Towarnizki erschien die weiße Frau. Es war im Corridor, wo er sie sah und zwar als er sich überzeugen wollte, ob

seine geliebte Runja schon schlafe. Der alte Stefan, der Diener Gostobskis, wollte sogar zwei weiße Frauen gesehen haben und zwar die eine an dem Arme des Herrn Alfred und die andere an jenem des Herrn Krasnowski und die letztere hatte Fräulein Maltscha erschrecklich ähnlich gesehen.

Am vierten Tage hörte der Sturm auf und die Bauern begannen, die Straße frei zu machen.

Man spielte wieder Whist, Tarok, Makao, Diabelek und Billard, nur Herr Alfred spielte nicht, es machte ihm viel mehr Vergnügen, zu sehen, wie sicher und anmuthig Marzias schöne Hände den Queu regierten und wie weich sich die Linien ihrer schlanken Gestalt jedesmal in dem Sammt und Pelz ihrer weiten Kazabaika abzeichneten, wenn sie sich auf das Billard legte, um einen schwierigen Stoß auszuführen.

Nachmittag wurde ein Concert improvisirt, Abends spielte man Theater und die Nacht hindurch wurde wieder getanzt. Es gab vier Liebeserklärungen an diesem Abend, wovon zwei auf Rechnung des Herrn Alfred kamen. Die erste machte er an Marzia auf der Bühne coram populo, die zweite hinter den Coulissen, die dritte fand in einer Ecke des Tanzsaales zwischen dem Gefährlichen und Fräulein Maltscha statt, die vierte adressirte Herr Hussarewisch, wahrscheinlich um an Marzia Rache zu nehmen, an die Madonna. Es gab an diesem Abend drei Brautpaare. Herr Gostobski sagte zu seiner Frau: „Sie haben hier gehaust wie die Tartaren, kein Huhn und keine Gans ist mehr am Leben, aber dafür haben wir beide Töchter auf einmal unter die Haube gebracht,“ und Frau Towarnizka vernichtete ihren Gatten mit einem einzigen Blick. „Siehst

Du jetzt wie grundlos wieder Deine alberne Eifersucht war?“ fragte sie triumphirend.

„Ja, ich sehe es ein.“

Am fünften Tage früh tranken wir noch stehend einen Tschaj, dann hüllten wir die Damen in ihre großen Pelze ein und verließen endlich unter Vivats auf die ganze Familie Gostobski den gastlichen Edelhof.

Alfred und Marzia fuhren in demselben Schlitten davon. Wir tanzten einige Wochen später auf ihrer Hochzeit und nicht lange darnach bei der Doppelhochzeit in Ratschki.

Die galanten Räuber.

„Sind wir denn wirklich solche Barbaren?" sagte plötzlich der Caplan, der bisher damit beschäftigt geschienen, gleichsam außer der Welt irgend ein wichtiges Problem zu ergründen, indem er beharrlich in die Theetasse geblickt hatte. Die Welt bestand in diesem Falle aus Herrn Kastalski, dem Besitzer des Edelhofes von Broniaki, seiner reizenden Frau, einer Gouvernante, die an einen mageren Windhund erinnerte, und zwei jungen Herren, dem Bezirkscommissär und dem bei Kastalski einquartierten Husarenoffizier, welche Frau Ludomira Kastalska mit einem grimmigen Wetteifer ihre Huldigungen darzubringen pflegten.

Alle blickten zugleich erstaunt auf den Caplan.

„Sind denn die Männer hier in unserer herrlichen Karpathen-Gegend wirklich solche Barbaren?" fragte dieser noch ein Mal, „oder sind die Frauen alle sanfte Täubchen, die sich nicht selbst ihr Recht verschaffen können?"

„Wie meinen Sie das, Hochwürden?" versetzte Kastalski.

„Ich habe nur darüber nachgedacht," fuhr der Caplan fort, „weßhalb gerade in unserer Gegend diese galanten Räuber hausen, seit einiger Zeit so zu sagen."

„Wie? Ich höre etwas ganz Neues," sprach die Hausfrau.

„Ja, es giebt hier so galante Räuber," erwiderte der Caplan, „welche es sich förmlich zur Aufgabe machen, die Frauen und Mädchen zu beschützen und zu ihren Gunsten einzuschreiten, sobald sie Ursache haben, sich über ihre Männer zu beklagen, oder Lust verspüren, sich etwa gegen die Tyrannei eines Vaters oder Bruders aufzulehnen. Die Weiber sind auch seitdem alle wie vom Teufel besessen."

„Aber das ist ja allerliebst," rief die kleine lebhafte Edelfrau aus, „wie glücklich wäre ich z. B., wenn diese aimablen Räuber mir einmal gegen meinen Mann zu Hilfe kämen, wenn er mich wieder mit seiner Eifersucht plagt."

„Aber Ludomira," fiel der Gutsherr ein.

„Nur stille, ganz stille!"

„Es ist nur der Umstand," bemerkte der Caplan, „daß diese galanten Räuber so zu sagen stets nur den Dorfschönen zu Hilfe kommen, bis jetzt wenigstens ist mir noch kein Fall bekannt, wo sie ein Pfarrhaus oder einen Edelhof betreten hätten."

„O wie schade!" murmelte die kleine Frau und zog sich schmollend in die weichen Kissen des türkischen Divans zurück.

„Wer weiß," schloß der Caplan, „vielleicht findet sich so ein Fra-Diavolo mit Bundschuhen, Kolpak und Topor (Beilstock), der auch einer Venus ohne Schafpelz seinen tapferen Arm weiht."

Während dies in dem Herrenhause von Broniaki verhandelt wurde, hatten die galanten Räuber dem Nachbardorfe Wonsowze einen Besuch abgestattet. Hier lebte ein

wohlhabender Bauer, Nikolaus Buntschuk, der seine einzige Tochter, die anmuthige Xenia, zwingen wollte, den reichen Grundwirth Pawlusch Mribtschenko zu heirathen, während sie ihr Herz dem armen, aber braven Anastas geschenkt hatte, welcher im Sommer seine Schafe auf der Polonina weidete und im Winter sich, seine Mutter und Geschwister durch die hübschen Pfeifen, Teller, Löffel, Bestecke und viele andere Dinge, die er gar herrlich aus Lindenholz zu schnitzen verstand, erhielt. Er hatte dem Kaiser fünf Jahre lang gedient. Xenia hatte ihn in dieser Zeit nicht vergessen, und jetzt, wo er als Urlauber wieder daheim war, weinte sie bitterlich, daß sie Mribtschenko nehmen sollte, der ihr zwar schon drei große Schnüre Korallen und ein rothes Kopftuch geschenkt hatte, dafür aber auf dem linken Auge schielte und die rechte Schulter höher hatte.

Da ließ sich eines Abends mit Anbruch der Dunkelheit Pferdegetrappel im Dorfe vernehmen, und unerwartet hielten zehn oder mehr gleich Janitscharen bewaffnete Gesellen mit geschwärzten Gesichtern hoch zu Roß vor Buntschuks Hofe, und während ein paar bei den Pferden blieben und diese hielten, traten die anderen in die Stube, in der bei ihrem Anblicke dem furchtsamen Hausherrn die brennende Pfeife zu Boden fiel. Die Räuber thaten ihm indeß nichts zuleide nnd verlangten nicht einmal Geld, sie begnügten sich damit, daß Buntschuk und seine Tochter gehörig auftischten, und ließen sich die Pirogi, Würste und Kraut, Speck und Brindza so wie den süßen Meth und den kräftigen Kornbranntwein gut schmecken, und als erst die Mädchen aus dem Dorfe dazukamen und die Musikanten auf ihren verstimmten Instrumenten eine Kolomijka zu kratzen begannen, da

sangen und tanzten und jubelten sie bis zum weißen Morgen und nannten Buntschuk ihren „Bruder" und ihren „Herrn Vater". Er hätte sich dies alles gern gefallen lassen, aber was ihm wenig Freude machte, war, daß die Räuber, ehe sie zu Pferde stiegen, ihm den freundschaftlichen Rath ertheilten, Xenia dem Anastas und nicht dem schielenden Mribtschenko zum Weibe zu geben.

„Ah was!" schrie er, als sie fort waren, „ich lasse mir von niemand etwas vorschreiben, meine Tochter ist dem Mribtschenko versprochen, und damit Basta!"

Aber Abends kamen die Räuber wieder und ließen sich wieder bewirthen, und so von nun an jeden Abend, bis Buntschuk endlich einmal ausrief: „Wenn das so fortgeht, essen mich diese Wehrwölfe noch arm, nein, da soll doch lieber der Anastas Xenia haben!"

Und wirklich wurde das selige Mädchen kurze Zeit darauf dem Geliebten angetraut.

In Welka dolna hatte wieder ein junger Bauer, Nestorski, einem armen Mädchen, das bei ihm im Hause war, der schwarzen gluthäugigen Ruza, das Versprechen gegeben, sie zur Frau zu nehmen. Nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte, fand er auf dem Jahrmarkte in Kolomea eine nicht mehr junge, aber reiche Wittwe und war gleich entschlossen, diese zum Altare zu führen. Schon machte er sich zur Hochzeit bereit und Ruza hatte ihr Bündel geschnürt, um mit ihren Kindern in die weite Welt hinauszuwandern, als plötzlich mitten in der Nacht die Räuber ihn aus den Federn holten, auf ein Pferd banden und mit ihm davonsprengten.

Hoch oben in der schwermüthigen Karpathenwildniß, wo nur der Adler kreist und der Bär durch das Dickicht bricht, auf einer von hundertjährigen Riesentannen um-

standenen Waldblöße setzten ihn die Räuber wieder zur Erde nieder, und führten ihn vor ihren Hauptmann, der, eine grob geschnitzte Holzlarve vor dem Gesichte, den mit Pfauenfedern geschmückten Kolpak von Marderpelz auf dem schwarzgelockten Haupte, auf einem bemoosten Steine saß und kurzen Proceß machte.

„Streicht ihm den Kopf mit Honig an," befahl er, „und bindet ihn mit den Füßen nach aufwärts, dort an jenen Baum, wo der Ameisenhaufen ist."

Des schrecklichsten Todes gewiß, begann Nestorski um Erbarmen zu bitten. Schon war er an den Baum gebunden und schrie in seiner Verzweiflung wie ein Rasender, als ein Wink des Hauptmanns ihn aus seiner entsetzlichen Lage befreite. „Für diesmal sei die Todesangst, die Du ausgestanden," sagte jener, „Deine Strafe. Du wirst aber nur nach Hause zurückkehren, um die von Dir verrathene Ruza um Vergebung zu bitten und zum Weibe zu nehmen. Thust Du nicht, was Deine Pflicht ist, dann rettet Dich niemand mehr vor unserem furchtbaren Gericht."

Nestorski gehorchte, und er hatte keine Ursache, es zu bereuen; Ruza, im Glücke neu aufblühend, wurde ihm eine treue und fleißige Hausfrau, und was die Hauptsache war, er hatte wieder ein ruhiges Gewissen.

Frau Kastalska beschäftigte sich seit jenem Abende unaufhörlich mit der seltsamen Räuberbande, von der man weder Raub noch Mordthaten, sondern stets nur gute, an die Zeit der ritterlichen Paladine erinnernde Handlungen vernahm; ihre Phantasie war mächtig erregt, und mit den ersten schönen Herbsttagen, als die Hitze vorüber und die Luft mit jener angenehmen Frische, jenem herben Dufte und goldenem Glanze erfüllt war, welche die Zeit, wo Mais und Buchweizen reifen, so schön machen, stieg sie

nicht selten schon früh am Morgen zu Pferde, um Wald und Berge zu durchstreifen, den geheimen Wunsch im Herzen, einem der Burschen mit geschwärztem Gesichte zu begegnen. So ritt sie einmal durch das Dorf Broniaki, an dem Hofe des Bauers Heinanko vorüber und hörte plötzlich ein lautes Jammergeschrei. Sie hielt ihr Pferd an und sah jetzt ein junges schönes Weib aus dem Hause laufen, das schwarze Haar aufgelöst über die bloßen Schultern ergossen, von einem Manne mit dem Kantschuk verfolgt.

„Was thust Du?" rief Ludomira dem Wüthenden zu.

„Ich prügle nur meine Frau," erwiderte Heinanko, ein junger, kräftiger, hübscher Mann, innehaltend, mit einem liebenswürdigen Lächeln. „Sie thut sonst nicht gut."

„Fürchtest Du nicht Gott," fragte die Edelfrau, „Deine Frau so zu mißhandeln?"

„Er wird nicht zufrieden sein, ehe er mich nicht umgebracht hat," klagte Barbuscha, Heinankos Frau, indem sie ihr Haar zu flechten begann.

Für diesmal stiftete Frau Kastalska Frieden, als aber Heinanko fortfuhr, Barbuscha zu schlagen, warf sich diese eines Sonntags während der Messe vor dem Bilde der schmerzhaften Muttergottes nieder und rief diese laut um Hilfe an, und die Hilfe kam noch denselben Abend. Heinanko war arg betrunken aus der Schänke heimgekehrt, und das Erste war, sein Weib beim Haare zu ergreifen und den Kantschuk vom Nagel herabzuholen. Bei den ersten Hieben ging aber die Thür auf, und die Räuber erschienen auf der Schwelle. Heinanko, der sofort vollkommen nüchtern war, bot ihnen zuvorkommend Speise und Trank an, aber sie kehrten sich nicht an seine Einladung und nicht an seine Bitten ihn zu verschonen.

„Nagelt ihn mit Händen und Füßen an das Thor der Scheune," befahl der Hauptmann, „wir wollen auf ihn schießen wie auf eine Scheibe."

Heinanko sank auf die Kniee und flehte um Gnade, aber sie wurde ihm erst zu Theil, als seine Frau ihre Bitten mit den seinigen vereinigte.

„Es sei," entschied der Anführer mit der Holzlarve, „das Leben sei Dir geschenkt, aber Du sollst deshalb doch nach Verdienst bestraft werden."

Heinanko wurde hierauf in der Hundehütte angekettet, und die Räuber befahlen ihm bei Todesstrafe, dieselbe nicht zu verlassen und, sobald sich jemand blicken lasse, besonders bei Nacht, laut zu bellen, seiner Frau aber machten sie es zur Pflicht, ihn bis zum nächsten Sonntag an der Kette zu lassen. Es war nun lustig anzusehen, wie Barbuscha, die schöne Heuchlerin, süßes Mitleid auf den Lippen und Frohlocken im Herzen, ihrem Manne seine Mißhandlungen heimzahlte. Kaum hatten die Räuber das Dorf verlassen, wurde sie, im Begriff zur Ruhe zu gehen, durch Heinanko, der laut und grimmig wie ein großer Wolfshund bellte, herausgelockt und fand, als sie aus dem Hause trat, ihren Hof mit Bauern und Bäuerinnen von Broniaki gefüllt, die Alle, Kienfackeln in den Händen, gekommen waren, um Heinanko an der Kette zu sehen und ihn bellen zu hören.

„Mein armer Mann," sprach Barbuscha seufzend, „seht, wie übel es ihm geht, und ich, die ich ihn so zärtlich liebe, ihm kein Härchen krümmen möchte, ich muß ihn noch dazu wie ein unvernünftiges Thier behandeln, wenn ich ihn nicht von diesen grausamen Räubern ermordet sehen will. Also vorwärts, mein Goldener, belle recht laut und schön, rette mir Dein theures Leben, belle! belle! mein Geliebter!"

Und so begann denn Heinanko laut zu bellen und bellte so lange, bis er ganz heiser war.

Es waren schlimme Tage, die er an der Kette zubrachte, Barbuscha gab ihm in einem Troge zu essen und zu trinken, und er fror in der Nacht ganz erbärmlich, aber dafür war er auch, als die Zeit um war, gründlich von seiner Brutalität geheilt und lebte fortan mit seinem Weibe friedlich und glücklich wie ein girrendes Pärchen im Taubenschlage.

Noch heiterer war die Rache, welche die Räuber an dem Grundwirthe Kruk in Stentschew, einem alten, halbverschimmelten Geizhalse, nahmen, der seiner Mündel Kasja ihr mütterliches Erbtheil vorenthielt, und es ihr dadurch unmöglich machte, ihren Erwählten, den schmucken Bärenjäger Lazar, zu heirathen. Als die Räuber Nachts in seine dürftige Hütte drangen, schwor Kruk, daß er ein Bettler sei und nichts besitze als die paar Joch Grund. Die Räuber gaben sich den Anschein, ihm Glauben zu schenken, und versprachen, selbst für Kasjas Aussteuer zu sorgen.

In der nächsten Nacht verließ Kasja heimlich Kruks Hütte. Der Geizhals erfuhr am Morgen, daß sie sich bei Lazars Eltern befinde, und zugleich verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß sie mit Hilfe der Räuber einen großen Schatz gehoben habe. Von Todesangst erfaßt, eilte Kruk mit Haue und Spaten zu dem alten Birnbaume hinter seiner Hütte am Bache, unter dem er sein ganzes Geld vergraben hatte, und fand, daß genau die Hälfte davon fehlte. Wie ein Rasender lief er im Dorfe auf und ab, schrie, daß Kasja ihn bestohlen habe, und drohte zu Gericht zu gehen, aber Abends erschienen wieder die Räuber bei ihm und begannen gleich damit, ihm Hände und Füße zu

binden. „Du hast uns belogen,“ sprach ihr Hauptmann, „einen Bettler hast Du Dich genannt, während Du Tausende vergraben hast, dafür sollst Du jetzt an dem Birnbaume hängen, der so lange Zeuge Deiner Habsucht war.“

Die Räuber fanden einen Strick, der zum Aufhängen der Wäsche diente, und legten ihn dem Geizhalse um den Hals. Dieser wimmerte kläglich um sein Leben, endlich aber, als er sich verloren sah, bat er nur noch: „Wenn Ihr mich schon durchaus hängen wollt, so nehmt doch nicht den neuen, sondern den alten Strick, in Gottes Namen.“

Die Räuber begannen zu lachen. „Du bist nicht einmal den alten Strick werth,“ rief der Hauptmann, „so soll Dir denn das Leben geschenkt sein, aber das Geld bleibt Deiner Mündel, und Du sollst ihr noch überdies, was sie etwa nöthig hat, zur Ausstattung geben.“

Kruk ergab sich in sein Schicksal. Die Räuber setzten ihn hierauf rücklings auf einen Esel, dem sie Ohren und Schwanz vergoldet hatten, gaben ihm den letzteren statt eines Zügels in die Hand und führten ihn so beim Klange der Geigen und bei rothem Fackelglanze durch das Dorf.

Endlich wurde auch das heiße Sehnen der Gutsfrau gestillt, und die Räuber statteten zum größten Schrecken des Herrn Kastalski, dem Edelhofe einen nächtlichen Besuch ab. Ludomira empfing sie auf das Beste und gab sich gar keine Mühe, ihre Freude zu verbergen, als sie ihren Mann in Bezug auf seine Eifersucht in's Verhör nahmen. In den Bock gespannt, mußte Herr Kastalski zusehen, wie die Räuber tafelten, seinen theuren Ungarwein tranken, mit seiner Frau tanzten und sie dann der Reihe nach abküßten.

Auf diese Art trieben es die galanten Räuber zwei Jahre oder mehr.

Plötzlich entdeckte Heinanko, daß seine Frau manchmal Nachts heimlich das Haus verlasse, seine Eifersucht regte sich, er lauerte ihr auf, und es gelang ihm wirklich, sie zu ertappen, aber in demselben Momente erschrak er selbst zu Tode, denn statt Barbuscha hatte er einen mit Flinte und Topor bewaffneten Räuber ergriffen. Schon wollte er ihn loslassen, als das laute, herzliche Lachen seines Weibes das Räthsel löste. Sie war es doch, aber in Räuberkleidern. Jetzt gab ein Wort das andere, bis das ganze Geheimniß gelüftet war und es endlich an den Tag kam, daß eine Anzahl muthiger Frauen und Mädchen aus der Gegend seit Jahren die Rolle der Räuber gespielt hatte, zu keinem anderen Zwecke, als um ihr Geschlecht in jeder Richtung zu beschützen. Sofort versammelten sich die Männer in der Schänke, in der Absicht, diesem Unfuge ein Ende zu machen, während sie aber noch eifrig hin und her beriethen, umzingelten die Frauen, mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, die Schänke, und drohten plötzlich von allen Seiten Flintenläufe zu Fenstern und Thüren herein.

Man begann zu unterhandeln, und schließlich ergaben sich die Männer auf Gnade und Ungnade, indem sie auf jede Art von Repressalien verzichteten und dies durch einen feierlichen Schwur bekräftigten. Seither herrscht Friede und Eintracht in der Gegend, und wenn ja da und dort ein Fall männlicher Barbarei vorkommt, wird keine weibliche Lynchjustiz mehr aufgeboten, sondern die Sache in aller Stille mit dem landesüblichen gelben Pantoffel ausgetragen.

Afthanasia Korolenko.

Das Feuer im Kamin sang eine schwermüthige Melodie, die vollkommen zu den Gedanken und Empfindungen stimmte, welche die Seele der schönen jungen Frau bewegten, die ihre kleinen Füße an den Flammen wärmte. Sie saß in einem kleinen Fauteuil, der auf einem großen, dunklen Bärenfell stand, ihr schlanker Leib schmiegte sich in eine prächtige Pelzjacke von blauem Sammet, welche mit silbergrauem Feh besetzt und gefüttert war, während ein kokettes kleines Häubchen die reichen schwarzen Flechten krönte. Ihre dunklen Augen studirten das Spinnengewebe, das an der Decke hing, während ihre Fußspitze den goldgestickten Pantoffel balancirte. Von Zeit zu Zeit berührten ihre frischen Lippen die kleine Cigarette und entlockten ihr niedliche blaue Rauchwolken.

Wanda Pawlikoff war seit zwei Jahren Witwe. Ihr Gemahl war ein alter Hofrath gewesen, den sie niemals geliebt hatte, aber sie fühlte eine Oede in ihrem Leben, seitdem er sie verlassen hatte, denn sie hatte keine Kinder, sie war allein, allein mit ihren fünfundzwanzig Jahren, ihren Reizen, ihrem lebhaftem Geist, ihrem liebebedürftigen Herzen und ihrem Reichthum in einem alten grauen Wojwodenschlosse, über dessen Thor ihr Wappen prangte und auf

dessen runden düsteren Thürmen Dohlen hausten. Und doch zog sie das stille Leben hier der glänzenden Welt der Hauptstadt vor. Dort, in den Salons, in ihrer Loge und im Concertsaal fühlte sie sich noch einsamer.

Es war ein trüber Regentag, der sie mit seinen grauen Schleiern umgab, und der Nebel der Dämmerungsstunde, der sie nachdenklich machte. Sie fragte sich, warum sie eigentlich lebe? Sie hatte keine Pflichten zu erfüllen, kein theures Haupt, für das sie lebte, keinen Wunsch, der sie lockte.

Man suchte ihre Gesellschaft, weil ihr herber, manchmal malitiöser Geist Unterhaltung versprach, und man warb um ihre Hand, weil sie reich war. Dies Alles ekelte sie an.

Sie ließ ihre Freunde Revue passiren. Da war keine Frau, der sie ihr Vertrauen schenken mochte, kein Mann, der eine Saite ihres Herzens vibriren machen konnte. Es hätte sie nicht einmal amüsirt, einen dieser Männer zu quälen.

Wieder kehrten ihre Augen zu dem Spinnengewebe zurück, und diesmal fand ihre üble Laune ein Mittel sich zu entladen, ein Opfer, gegen das sie sich kehren konnte.

Sie zog die Klingel, und bald trat der Kosack, ein junger Mensch von zwanzig Jahren herein, der demüthig in der Nähe der Thüre stehen blieb.

„Fedko, sieh' mal dieses Spinnengewebe.“

„Ich sehe es.“

„Warum hast Du es also nicht entfernt?“

„Niemand hat es mir befohlen.“

„Muß man Dir denn Alles sagen?“ rief die schöne Frau erbost, „hast Du nicht selbst soviel Einsicht, um solche

Dinge zu thun? Das Ganze ist, daß Du träge und dumm bist, aber ich werde Dich schon gelehrig machen."

Wanda sprang auf und machte eine drohende Bewegung gegen den Kosaken, als dieser sich vor ihr auf die Kniee warf und Gott und alle Heiligen als Zeugen seiner Unschuld anrief.

Das entwaffnete die Herrin. Sie warf die Peitsche weg, gab dem Kosaken einen Wink sich zu entfernen und sank in ihren Fauteuil zurück, diesmal um die Hände vor das Gesicht zu pressen und zu weinen.

Ihre Freunde, welche bald darauf ankamen, um den langweiligen Abend bei ihr zu verbringen, fanden sie mit gerötheten Augen. Man lachte sie aus.

„Sie haben wirklich alle Ursache, sich unglücklich zu fühlen," spottete die Gräfin Baworofka, „Sie, die alle Welt beneidet."

Wanda zuckte die Achseln.

„Was sollen die Andern thun, die wirklich vom Schicksal gebeugt sind," rief der alte Herr von Woronjez, „wenn Sie weinen, meine theure Gnädige? Wie Viele von unsrem unglücklichem Adel haben abgewirthschaftet, andere stehen vor dem Bankerott."

„Man erwartet z. B. täglich eine Katastrophe bei Boranski," sagte Herr Kostalezki, „dieser ist wirklich unglücklich, und mir ist leid um ihn, denn er hat ein gutes Herz und einen noblen Charakter."

„Was ist mit ihm?" fragte Wanda. Sie hatte schon öfter von Sergius Boranski sprechen hören, und jeder hatte ihn als einen leichtsinnigen, aber ausgezeichneten Menschen geschildert.

„Er wird Alles verlieren," erwiderte Kostalezki, „denn seine Gläubiger nehmen keine Rücksicht mehr auf ihn,

und was wird das Ende sein? Eine Kugel durch den Kopf.“

„Könnte man ihn denn nicht retten?“ fragte die schöne Wanda. Sergius begann sie zu interessiren.

Herr von Woronjez zuckte die Achseln.

„Er ist ein Mann von Geist und Charakter,“ sagte er, „das kann Niemand leugnen, aber er hat ein schwaches Herz. Er hat Alles für seine Verwandten, seine Freunde, seine Freudinnen geopfert, und jetzt, wo er fertig ist, haben ihn alle verlassen. Man zieht sich zurück wie von einem Aussätzigen. In unserer Zeit ist es nicht nur ein Unglück, sondern eine Schande, kein Geld zu haben. Die wenigen Freunde, die ihm geblieben sind, sind die schlimmsten, es sind die Raben, die den sterbenden Wolf umgeben.“

Wanda begann nachzudenken. Während die Andern beim Whist saßen, Clavier spielten, tanzten, medisirten, beschäftigte sie sich mit Sergius, und als die Gesellschaft auseinander ging, hatte sie einen seltsamen Entschluß gefaßt.

Während der letzte Wagen, von Reitern und Pechfackeln begleitet, fortfuhr, stand sie an dem Fenster, schaute in die Nacht hinaus, in die monoton rauschenden Regenwogen und vor ihrem Geiste leuchtete wie ein Stern ein Gedanke, der sie tröstete. Sie hatte endlich eine Aufgabe gefunden, die sie beschäftigte. Sie wollte Sergius Voranski retten. Aber wie?

Auf diese Frage fand sie noch keine Antwort, aber sie war entschlossen. Es war mehr als die Caprice einer gelangweilten Frau, was sie bewegte. Sie fühlte sich zum ersten Mal wieder ruhig und zufrieden.

* * *

Am folgenden Morgen meldete Peter, der alte Diener, der schon vierzig Jahre im Hause war, Herrn Boranski, welcher eben seine Pfeife stopfte, daß eine Bäuerin draußen warte, welche ihn um jeden Preis zu sprechen wünsche.

„Ist sie hübsch?“ fragte Sergius.

„Das will ich meinen,“ erwiderte der Alte, „aber machen Sie mir keine neue Dummheit, gnädiger Herr, wir haben noch die Kunstreiterin nicht verdaut, es sind noch genug unbezahlte Rechnungen von dieser liebenswürdigen Dame da.“

„Also führe sie meinetwegen herein,“ sprach Sergius und ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder.

Es währte nicht lange, so trat Frau Wanda Pawlikow als kleinrussische Bäuerin gekleidet herein, grüßte Sergius und blieb bescheiden, aber selbstbewußt vor ihm stehen. Ihre stolze Haltung überraschte ihn nicht minder als ihre Schönheit. Seine Augen folgten mit einer Art Bewunderung den weichen Linien ihrer Gestalt, die sich vortheilhaft in den weißen, bunt gestickten Schafspelz abzeichnete, der von Zeit zu Zeit aufging und dann das blaue Mieder und den bunten Rock sehen ließ. Diese Bäuerin hatte wahrlich die kleinen Füße einer Dame in ihren rothen Saffianstiefeln und die Züge einer Zarin unter dem weißen Kopftuch einer Madonna Raphaels.

„Wie nennst Du Dich?“ fragte Sergius, „und was willst Du von mir? Ich erinnere mich nicht, daß ich Dir etwas schuldig wäre.“

Die schöne Wittwe lächelte.

„Es ist nicht das. Ich nenne mich Afthanasia Korolenko und ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, den Sie wahrscheinlich nicht annehmen werden, weil er vernünftig ist.“

„Du hältst mich also für verrückt?"

„Ein wenig — allerdings."

„Also laß Deinen Vorschlag hören."

„Ich weiß, daß Sie in großer Gefahr sind," begann Wanda, „und daß Sie Ihr Schicksal nicht verdienen. Ich möchte Sie deshalb retten."

„Gieb Dir keine Mühe."

„Ich habe, was ich benöthige," fuhr Wanda fort, „ich bin Wittwe und besitze ein hübsches Bauerngut. Ich habe es also nicht nöthig zu dienen. Aber ich habe Mitleid mit Ihnen und möchte Ihnen helfen. Uebergeben Sie mir also Ihre ganze Wirthschaft, stellen Sie Haus und Gut unter meine Befehle und ich bin sicher, daß ich Sie retten werde."

Sergius sah sie erstaunt an.

„Ich verstehe nicht, was Du dabei für ein Interesse hast."

„Das Interesse, einen braven Menschen vor Unglück und Schande zu bewahren."

„Du bist eine merkwürdige Bäuerin," sagte Sergius, „unsere Damen könnten sich an Dir ein Beispiel nehmen."

„Es giebt unter diesen Damen auch noch solche, die Herz haben."

„Ich kenne keine."

„Kennen Sie nicht Frau Wanda Pawlikoff?"

„Ich kenne sie nicht, aber ich habe von ihr sprechen hören," gab Sergius zur Antwort, „sie soll überspannt und excentrisch sein. Ich liebe diese Sorte Frauen nicht."

Die schöne Bäuerin begann laut zu lachen.

„Warum lachst Du?"

„Weil ich mit ihr aufgewachsen bin. Sie ist meine Milchschwester."

„Jetzt verstehe ich," rief Sergius, „ich verstehe mit einem Male Deine Art zu denken und Dich auszudrücken und Deine kokette Toilette. Man hat Dir ohne Zweifel Romane zu lesen gegeben und Du spielst wohl auch Klavier?"

„Ein wenig, allerdings," sagte Wanda, welche die seltsame Situation immer mehr amüsirte, „aber ich kenne auch den Haushalt, die Küche und die Landwirthschaft. Also entscheiden Sie sich. Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, übergeben Sie mir auf der Stelle Ihre ganze Wirthschaft und Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Sergius blickte lächelnd in die schönen, dunklen Augen der Bäuerin und nickte dann zustimmend.

„Ich habe immerhin den Trost, daß hier nichts mehr zu verderben ist," sprach er, „willst Du Dich also einer so undankbaren Aufgabe unterziehen. Hier meine Hand, ich stelle Alles unter Deine Befehle."

„Auch Sie selbst?" fragte Wanda spöttisch, „denn Sie werden wohl einsehen, daß Sie vor Allem eine starke Hand brauchen."

„Warum nicht?" entgegnete er, „Du bist hübsch genug, daß man Dir gehorchen kann."

„Ohne Zweifel," sagte Peter, der bisher stumm und verwundert zugehört hatte.

„Ihr Ehrenwort also?"

„Mein Ehrenwort."

„Gut, die Sache ist also abgemacht," sagte Wanda, „ich werde sofort meine Truhe holen. In zwei Stunden bin ich wieder hier und dann soll Alles anders werden, verlassen Sie sich auf mich."

Sie verließ das Haus, bestieg den kleinen Bauern-wagen, der sie erwartete und fuhr rasch durch den Wald

nach ihrem Schlosse. Ein glückliches Lächeln verklärte ihr hübsches Gesicht; das große Kind hatte ein Spielzeug gefunden.

* *
*

Bei ihrer Rückkehr fand sie bereits sämmtliche Gläubiger Boranskis in ihrem Vorzimmer versammelt. Es waren durchaus Juden, die zugleich schlau und gutmüthig aussahen. Wanda sagte sich sofort, daß es nicht allzu schwer sein werde, mit diesen bärtigen Männern in langen Kaftanen fertig zu werden. Sie vertauschte rasch ihre Bauernkleider gegen eine seidene Schleppe und einen türkischen Schlafpelz, trat dann gleich einer Königin unter die liebenswürdigen Manichäer und sprach kurz und bündig ihre Absichten aus. Sie sagte, daß sie sich entschlossen habe, die Angelegenheiten Boranskis in die Hand zu nehmen und zu ordnen.

Sofort strahlten alle Gesichter.

Sie erklärte, daß sie für alle seine Schulden Bürgschaft leisten und dieselben im Laufe eines Jahres bezahlen wolle, aber unter drei Bedingungen. Die erste, daß nur die wirklichen Forderungen angemeldet werden dürfen; die zweite, daß nicht mehr Procente bezahlt werden als sechs von hundert, die dritte, daß Alles vollkommen geheim gehalten werden müsse und zwar ebenso vor Boranski selbst als vor der Welt.

Die Juden machten Schwierigkeiten, die nicht ernst waren, denn erstens waren sie froh, ihr Geld zu bekommen und dann waren sie im Grunde weder böse noch habgierig.

„Derjenige, welcher von diesen Sachen ein Wort verlauten läßt,“ schloß Wanda, „hat alle Ansprüche auf mich

ebenso gut wie an Herrn Boranski verloren. Dies muß mir ein Jeder schriftlich geben."

Neue Bedenken, neue oratorische Leistungen der schwarzen Kaftane und endlich Ergebung in das schreckliche Schicksal, nicht plaudern zu dürfen.

Die schöne Wittwe legte der Versammlung ein Schriftstück vor, das Jeder mit großer Vorsicht las und Jeder seufzend unterschrieb.

Indeß war Sergius in der großen Allee, welche den Garten seines Besitzthums durchschnitt, auf und abgegangen und hatte die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß der Rauch seiner Pfeife immer wieder die Züge Asthanasias annahm. „Sie ist doch eigentlich verteufelt hübsch," sagte er sich, „Augen hat sie, so gute und doch spöttische Augen, daß einem ganz seltsam dabei wird. Die Geschichte wird damit enden, daß Du Dich in sie verliebst. Nimm Dich in Acht, Sergius, daß Du keine Dummheit machst."

Dann ging er plötzlich in das Haus und beschäftigte sich selbst damit, das Zimmer für sie einzurichten.

„Soll ich auch einen Divan hineinstellen?" fragte Peter.

„Gewiß."

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht," murmelte der Alte zufrieden, „die ist doch keine Bäuerin wie die andern, das ist eine Bäuerin aus Zucker."

Als die zwei Stunden um waren, fuhr auch schon der Bauernwagen, in dem Wanda auf einer großen bemalten Truhe saß, in den Hof. Fedko, als Bauernknecht gekleidet, lenkte die Pferde und machte ein äußerst dummes Gesicht. Die Truhe wurde abgeladen und in das für Wanda bestimmte Zimmer gestellt. Dann trat Fedko den Rückweg an. Als Wanda die Stufen zum Hause

emporstieg, kam ihr Sergius entgegen und bot ihr die Hand.

Sie nickte ihm freundlich zu. „Aber weshalb bewillkommt man mich nicht mit Salz und Brot?“ fragte sie rasch.

„Das ist doch nur Sitte, wenn eine neue Herrin einzieht,“ sagte Peter.

„So ist es,“ erwiderte Wanda, „aber ich bin jetzt die Herrin hier und ich werde dafür sorgen, daß ich es auch bleibe.“

Kaum hatte sie diese Worte gleich einem Zauberspruch ausgesprochen, als ein Reitknecht Boranskis auf einem feurigen Pferde, das aus den Steppen der Ukraine stammte, in den Hof hineinritt. Das muthige Thier scheute vor einem rothen Frauenrock, der auf einer Leine in der Nähe des Stalles aufgehangen war, machte Kehrt, jagte zum Thore hinaus und war durch nichts mehr zu bestimmen, dieses wieder zu passiren.

Als der Reitknecht alle seine Künste erschöpft hatte, verlangte Wanda, die mit blitzenden Augen zugesehen hatte, einen Kantschuk und rief: „Ich will doch sehen, ob ich des Wildfangs nicht Meister werde.“ Sie eilte hinaus, hieß den Reitknecht absteigen, schwang sich auf das Pferd und wie ein Mann im Sattel sitzend, begann sie das ungehorsame Thier zu bändigen.

Während Sergius und Peter zusahen, nahm sie die Zügel kurz und begann das Thier mit aller Kraft zu peitschen. Dieses versuchte vergebens sich zu befreien, es hatte seine Meisterin gefunden. Es stieg auf, es schlug aus, es drehte sich wie ein Kreisel, Wanda behielt ihren Sitz und die Bügel und ließ unerbittlich die Hiebe auf das Thier niederfallen. Plötzlich gab sie mit den Zügeln

nach und versetzte ihm zugleich den letzten energischen Hieb. Das Pferd, das sich mit einem Male frei fühlte, jagte durch das Thor in den Hof. Hier parirte die stolze Amazone dasselbe, hielt vor dem Herrenhaus und grüßte lächelnd Sergius.

Dieser verneigte sich. „Du bist ja eine Reiterin, die sich im Cirkus sehen lassen könnte,“ rief er, „wo hast Du denn das gelernt?“

„Bei meiner Milchschwester.“

„Zu Pferde ist sie ein wahrer Teufel,“ murmelte Peter, „die wird wohl zu Fuße auch kein Engel sein. Aber sie hat Recht. Wir brauchen eine feste Hand, und wir haben in der That eine Herrin gefunden.“

* * *

Nachdem Wanda das schäumende Thier dem Reitknecht übergeben hatte, ging sie sofort an die Arbeit. Sie kehrte das Haus in wenigen Stunden vollständig um, als aber alles in Ordnung gebracht war, hatten die Zimmer, die alten Möbel, die tausend Kleinigkeiten, mit denen die Räume vollgestopft waren, ein so freundliches Ansehen, daß Peter seine Freude daran hatte und Sergius verwundert durch die Flucht der Zimmer auf- und abging. Es waren vier weibliche und fünf männliche Dienstleute im Hause. Wanda behielt außer Peter nur einen Kutscher und die Köchin, alle anderen wurden bezahlt und auf der Stelle fortgeschickt. Ebenso sparsam wurde alles Uebrige eingerichtet, jede Verschwendung unmöglich gemacht. Die Ausgaben verminderten sich vom ersten Tage an um zwei Drittel.

Sergius beschränkte sich darauf zu beobachten und zu staunen, während der ehrliche Peter, der seinen jungen Herrn wie sein eigenes Kind liebte, immer begeisterter für Wanda Partei nahm.

„Die hat uns gefehlt," sagte er bei jeder Gelegenheit, „die hat uns Gott gesendet."

Während man im Hause gefegt, gescheuert, gewischt, geräumt hatte, hatte Wanda auch noch Zeit gefunden, sich mit der Küche zu beschäftigen, das Mittagsessen anzuordnen und theilweise selbst zu bereiten. Als der Tisch gedeckt war, und zwar so hübsch, wie es Peter seit dem Tode der guten Frau Boronska nicht mehr gesehen hatte und Wanda selbst die dampfende Suppenschüssel auftrug, lud sie Sergius ein mit ihm zu essen.

„Nein," erwiederte Wanda mit einem spitzbübischen Lächeln, „das würde sich nicht schicken, ein Herr wie Sie, und ich, eine Bäuerin."

„Aber ich will es."

„Dann erst recht nicht."

„Ich bitte Dich, Asthanasia . . ."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte Wanda, „will ich es thun, aber nur, um Ihnen Vergnügen zu machen."

Sergius fand das Essen ausgezeichnet, und er vergaß mehr und mehr, daß er eine Bäuerin, eine Dienerin vor sich hatte, er, der Herr bediente seine Magd, und sie nahm es an, als verstehe sich dies von selbst. Auch sie fiel ein wenig aus ihrer Rolle.

„Wie hübsch Du ißt," sagte Sergius, „und wie elegant Du Messer und Gabel hältst, ganz wie eine Dame, wo hast Du das gelernt?"

„Auch bei meiner Milchschwester."

„Sie muß eigentlich eine ganz liebenswürdige Person sein.“

„Aber furchtbar exaltirt, wie Sie ganz richtig bemerkt haben,“ rief Wanda mit einem allerliebsten Lächeln, „ich warne Sie vor ihr.“

Während Sergius die Gläser mit Wein füllte, beobachtete ihn Wanda mit ruhiger Aufmerksamkeit. Sie fand immer wieder den Eindruck bestätigt, den ihr dieser große, schlanke, blonde Mann mit dem offenen Gesicht und den treuen blauen Augen das erste Mal gemacht hatte. Sie war nicht verliebt in ihn, aber sie sagte sich, daß sie ihn bereits lieb gewonnen habe, und daß sie ihn um nichts in der Welt verlassen möchte. Sie fühlte sich zum ersten Male sicher und wohl bei einem Manne.

Während das Mahl seinen Fortgang nahm, plauderten Sergius und Wanda in ungezwungener Weise, wie zwei gute Freunde, oder vielmehr, sie ließ ihn sprechen und lauschte mit stiller Freude seinen Worten. Sein gesunder Verstand, seine klare Art und Weise, sich auszudrücken, gefielen ihr nicht minder, als seine Stimme, in der eine eigenthümliche Musik war.

Nach dem Dessert räumten Wanda und Peter den Tisch ab, dann verlangte sie den Schlüssel zu dem Schrank, in dem sich die Wäsche Boranskis befand.

„Ich weiß nicht, wo er ist,“ sagte Sergius, „ich habe ihn verlegt.“ Er hatte ihn absichtlich bei Seite geschafft.

Wanda verstand sofort, aber sie bestand darauf, seine Wäsche durchzusehen und in Stand zu setzen. „Es wird wohl ein anderer Schlüssel passen,“ sagte sie.

Sie zog alle Schlüssel ab, die sie nur fand und begann sie zu versuchen. Wirklich schloß einer, und der

Schrank ging auf. Sergius trat verlegen an das Fenster, er war sogar roth geworden.

Wanda begann die wenige Wäsche, welche da war, zu untersuchen, und das, was einer Ausbesserung bedurfte, bei Seite zu legen. Es zeigte sich, daß fast alles schlecht war.

Sergius stand noch immer beim Fenster. Als er sich verlegen umwendete, sah er Wanda, welche ein zerrissenes Taschentuch mit einer großen Krone in der Hand hielt, während große Thränen an ihren Wimpern hingen. Zu gleicher Zeit hatte Peter ein Hemd entfaltet, das nur noch ein einziges großes Loch bildete, und als er sich einer gleichgestimmten Seele gegenübersah, fing er plötzlich laut zu schluchzen an.

Sergius konnte nicht länger an sich halten, er verließ rasch das Zimmer und eilte in den Garten, auch seine Augen waren feucht geworden. Er ging lange zwischen den Blumenbeeten, die voll Astern und Georginen standen, auf und ab, die Sonnenblumen, die Maiskolben neigten sich zu ihm und schienen ihm alte, halbvergessene Geschichten zu erzählen aus den Tagen, wo noch sein Vater und seine Mutter lebten, wo er, ein frischer, glücklicher Knabe mit rothen Wangen und goldigen Haaren hier umherlief. Die alten Pappeln rauschten geheimnißvoll, ein Stern stand an dem blaßblauen Himmel und aus der Ferne zog ein Lied wehmüthig und tröstend zugleich auf den feuchten Wellen der Nachtluft zu ihm hin. Er lehnte sich gegen den Zaun, barg das Gesicht in den Händen und begann laut zu weinen.

Als er langsam zu dem Herrenhause zurückkehrte, war es finstere Nacht. Ueber ihm blitzten die Sterne und hinter dem schwarzen Walde zeigte sich die blanke Sichel des Mondes. Im Gebüsch sang eintönig die Fontaine, der

große Wolfshund begann von Zeit zu Zeit laut zu bellen, und jedesmal pflanzte sich das Gebell durch das ganze Dorf fort, wie der Ruf der Feldwachen im Lager.

Sergius näherte sich dem einzigen Fenster des Erdgeschosses, das erleuchtet war und blickte hinein. Ein wahrhaft köstliches Schauspiel bot sich ihm dar. Wanda saß in der Nähe des Ofens, die Füße auf einem kleinen Schemel, seine Wäsche vor sich ausgebreitet und nähte. Peter war an ihrer Seite, die Pfeife im Munde, eine große Brille auf der Nase und stopfte ein Hemd seines Heren mit einer Nadel, welche genügt hätte, das Fell eines Elephanten in Stand zu setzen.

Sergius konnte sich an dieser Scene nicht sattsehen. Ihm wurde so wohl, so heiter zu Muthe, und mit einem Male begann er laut zu lachen und hielt beide Hände vor den Mund, um sich nicht zu verrathen.

* *
*

Es gab wieder einen schönen Herbstmorgen am folgenden Tage. Als Wanda ihre Anstalten in der Küche traf, zeigte es sich, daß kein Fleisch da war.

„Wir könnten ja ein Huhn schlachten oder zwei," meinte die Köchin.

Wanda warf nur einen Blick auf die armen Thiere, welche alle furchtbar mager waren und wie gerupft aussahen und schüttelte dann lächelnd den Kopf.

„Weshalb sollte denn gerade heute kein Fleisch zu bekommen sein?" fragte sie.

„Weil es Samstag ist," gab die Köchin zur Antwort. „Es ist hier im Dorfe nur ein Schlächter, ein Jude, der zugleich die Schenke hat. Heute ist Schabbes bei den Juden, liebe Afthanasia, da verkaufen sie nichts und nehmen kein Geld an, wenn man es ihnen auch schenken wollte."

„Ich will selbst hingehen und mein Glück versuchen,“ sagte Wanda, „man kann Alles in der Welt machen, wenn man nur ernstlich will.“ Sie zog ihren Schafspelz an, brach sich vom Haselnußstrauch einen tüchtigen Stecken, um die Hunde abzuwehren und machte sich auf den Weg.

Das Dorf glich einem großen Garten. Jede der niederen Lehmhütten war von lebenden Hecken und Sträuchern umgeben die rauchigen Strohdächer blickten nur wenig aus den dichten Wipfeln der Obstbäume hervor. Ueberall sah man Aepfel und Birnen im grünen Laube und Blumen, die sich über die Zäune herüberneigten.

Die Kartschma, die Schenke, lag gegenüber der Kirche, die auf einem Hügel stand. Ein dürrer Busch schaukelte im Winde wie ein Gehenkter am Galgen. Vor der Thür stand eine Krippe und ein Eimer für die Pferde, die vorüber kamen. Im Hofe glänzte eine schwarze Pfütze, in der sich die Enten tummelten. Ein magerer Hahn saß auf dem Hühnerstall und krähte. Er schien der Thurmwächter, der die Ankunft einer Fremden kündigte.

Ueberall ruhte die Arbeit, feierten die Hände, im Hofe wie im Hause und auf den Feldern. Sogar der Himmel schien sich auszuruhen, und die Sonne, welche wie eine prächtige Sultanin träge auf Wolken lag, die Polstern aus weißem Atlas glichen.

Als Wanda in die Schenkstube trat; saß die Schenkwirthin Charka Sternglanz hinter dem Schenktisch, auf dem Blechmaße und schmutzige Kelchgläser standen, und heftete die großen schwarzen Sammetaugen zugleich forschend und freundlich auf sie.

Es war eine schöne Jüdin mit dem halb slavischen, halb orientalischen Typus des polnischen Ghetto, eine üppige Huri aus dem Paradies des Muhamed, welche zur Feier

des Sabbaths in eine prächtige rothsammetne mit Grauwerk besetzte Jacke geschlüpft war und ihre Elfenbeinstirn mit einer Binde aus Goldbrokat geschmückt hatte, an der Edelsteine blitzten.

„Wie nennst Du Dich?“ fragte Charka, „ich sehe Dich zum ersten Male.“

„Afthanasia Korolenko.“

„Du bist ein schönes Weib, Afthanasia.

„Nicht so schön wie Du,“ sagte Wanda, die Jüdin mit aufrichtigem Vergnügen betrachtend.

Charka, welche noch immer, ohne sich zu regen, träge zurückgelehnt, die Hände in den weiten mit Pelz gefütterten Aermeln versteckt dasaß, lächelte geschmeichelt.

„Was wünschest Du?“ fragte sie, „Du weißt doch, daß wir heute nichts verkaufen.“

„Ich weiß es.“

„Was willst Du also?“

„Ich möchte Fleisch haben für Herrn Boranski.“

‚Ach! Du bist wohl die neue Haushälterin!“

„Ja.“

„Du kannst schon Fleisch haben,“ fuhr die Jüdin fort, „aber mir verbietet das Gesetz, es Dir zu geben und Geld anzunehmen. Du mußt es also selbst abschneiden, selbst abwägen und das Geld durch das Loch, das hier in der Tischplatte ist, in die Lade werfen.“

‚Ich danke Dir, wo ist also das Fleisch?“

Charka erhob sich langsam, als ob es ihr unendliche Mühe kosten würde und schritt langsam mit ihren türkischen Pantoffeln klappernd voran in das Gelaß, wo sich die Fleischbank befand. Wanda prüfte und wählte das Fleisch, nahm das Messer, das ihr die Jüdin zeigte, schnitt ein ordentliches Stück herab, und legte es auf die Wage.

Dann wickelte sie es in Papier und that es in ihren Korb. Die Frauen kehrten hierauf in die Schenkstube zurück, und Wanda warf das Geld durch die Oeffnung, welche Charka ihr zeigte, in die Lade.

Das Geschäft war in der einfachsten Weise abgemacht trotz Sabbath und Talmud.

Jetzt ging die Thür auf und Charkas Kinder kamen herein, um die Fremde anzustaunen. Es waren zwei Knaben und ein Mädchen, alle drei intelligent und hübsch, mit hellen Falkenaugen und schwarzem, krausen Haar.

„Schöne Kinder," sagte Wanda, „und was sie für kluge Augen haben."

„Gott hat uns gesegnet," erwiederte Charka mit lächelndem Stolz, „wir danken ihm täglich für soviel Güte und Gnade."

„Du bist also zufrieden, das freut mich."

„Ich bin es, ich habe einen guten Mann. Und Du, Afthanasia?"

„Ich habe genug zu thun im Herrenhaus. Die Arbeit macht heiter."

„Besuche mich, wenn Du freie Zeit hast," fuhr Charka fort, „ich kann Dir vielleicht Rathschläge ertheilen, ich kenne die Gegend und die Menschen hier."

„Ich danke Dir, erwiederte Wanda, „ich werde kommen, ich gehe gern zu glücklichen Menschen."

„Nun, verschrei uns nur nicht," rief die Jüdin aus, „das kann Unglück bringen. Sie spuckte dreimal aus, dann erst war sie beruhigt.

Während Wanda im Triumph mit dem eroberten Fleisch den Heimweg antrat, sprengte ein junger, hübscher Mann auf einem feurigen Schecken vorüber, sah sie überrascht an, parirte sein Pferd, wendete sich im Sattel und

verfolgte sie mit den Augen, bis sie hinter den grünen Zweigen und Hecken verschwunden war. Dann erst setzte er seinen Weg fort, hielt vor der Schenke, stieg ab, band sein Pferd an die Krippe und näherte sich der Jüdin, die an der Thüre stand.

„Bei Gott, Du bist ein schönes Weib, Charka,“ rief er, „Du bist schon in der Woche schön, aber am Samstag ist es garnicht mehr auszuhalten.“ Er nahm sie um die Taille und wollte sie küssen.

„Was thun Sie!“ rief Charka empört, „Sie entheiligen den Sabbath.“

„Ein schöner Mund ist immer heilig, und ein Kuß entsündigt die lasterhaften Lippen.“

„Ich danke, Herr Medrozki, „ich habe es nicht nöthig.“

„Aber ich umso mehr.“

„Bleiben Sie mir vom Leibe, sonst begehe ich eine Sünde und schlage Sie.“

Julian Medrozki zuckte die Achseln und lachte. „Wenn Du schon Deine duftigen Lippen wie eine Rose ihren Kelch gegen mich vertheidigen willst, so empfiehl mich wenigstens der schönen Bäuerin, die Dich eben verlassen hat. Ist sie aus dem Dorfe?“

„Nein, aber sie wohnt jetzt bei Herrn Boranski, sie führt seinen Haushalt.“

„Sag' ihr, wenn sie wiederkommt,“ fuhr Medrozki fort, „daß sie mir sehr gut gefällt.“

„Werde nicht ermangeln,“ gab die Jüdin spöttisch zur Antwort.

„Und jetzt eine Flasche Wein für mich und Heu und Wasser für mein Perd.“

„Sie können Alles haben,“ antwortete Charka mit einem boshaften Lächeln, „aber heute müssen Sie sich schon selbst bedienen, es ist doch Sabbath.“

„Richtig, richtig.“

Julian nahm den Eimer, holte Wasser am Brunnen und tränkte sein Pferd, dann stieg er auf den Heuboden, holte ein Bund Heu und füllte die Krippe damit. Endlich begab er sich in den Keller, holte eine Flasche Ungarwein, entkorkte sie, füllte das reinste Glas, das er im Hause entdeckte, und begann zu trinken, zu rauchen und mit Charka zu plaudern.

Als die Jüdin, welche ihm gern zuhörte, sich zu ihm setzte, ergriff er ihre Hand und streichelte sie. „Ist dies auch verboten?“ fragte er spöttisch.

„Nein,“ sagte sie.

„Also nur auf den Mund zu küssen?“

„Das ist verboten, ja.“

„Ich küsse Dich also auf den Hals,“ murmelte er, von ihrer üppigen Schönheit hingerissen.

„Nein, nein.“

Charka wehrte ihn vergeblich ab, Julian umschlang sie mit seinen kräftigen Armen und preßte zweimal seine Lippen auf ihren weißen Nacken. Als er sie losließ, war sie blutroth, und ihre Flechten waren losgegangen. Wie ein Panther warf sie sich unerwartet auf ihn und gab ihm zwei schallende Ohrfeigen. Er aber lachte aus vollem Halse.

„Nun habe ich mich doch versündigt.“ rief sie aus, „und wer ist schuld? Sie, Sie Schürzenheld! Sie Frauenjäger, Sie Tartar!“

* * *

Es war Sonntag und das herrlichste Herbstwetter. Sergius war lange nicht zur Messe gegangen, als er aber sah, daß Wanda sich nach dem Kaffee mit besonderer Sorgfalt anzog, bekam er Lust, sie zu begleiten, nahm seine Mütze und erwartete sie im Hofe.

Sie ließ nicht lange auf sich warten, und als sie anmuthig und munter die Stufen herabkam, in ihren rothen Männerstiefeln, ihrem weißen, buntgestickten Schafspelz, mit den großen, schwarzen Zöpfen, die durch rothe Bänder geknüpft waren, ein Gebetbuch in der Hand, pochte ihm das Herz. Wanda lächelte.

„Sie wollen auch beten?" fragte sie.

Sergius nickte zustimmend und schritt dann an ihrer Seite zum Thore hinaus.

„Was wirst Du von Gott verlangen, Asthanasia," begann er scherzend.

„Daß er mir eines Tages einen braven Mann giebt. Und Sie? nun, was werden Sie bitten?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Soll ich rathen?"

„Du erräthst es nicht?"

„Vielleicht doch."

Sie schwiegen jetzt beide, sie waren so glücklich, eins in der Nähe des Anderen, unter diesem reinen blauen Himmel und dieser Sonne, die einen warmen Festglanz über die Erde breitete. Die Luft war voll berauschenden Duftes. Ueberall wehten Zweige und Ranken, schauten Blumen sie an. Sogar die Hütten des Dorfes hatten ein freundliches Aussehen. Der blaue Rauch stieg gerade in die Höhe aus den Strohdächern empor, und auf den Herden brannten helle Feuer.

Schon tönten die Glocken, und die Bauern eilten zur Kirche. Manche Dorfcoquette ging barfuß und trug ihre farbigen Stiefeln in der Hand, um sie nicht zu beschmutzen. Erst vor dem Gotteshause zog sie dieselben an.

In der Kirche wogte es von blonden und braunen Köpfen, die alle mit Hilfe eines Topfes rund zugestutzt waren, dazwischen sah man die rothen, weißen und blauen Tücher der Frauen wie große Tulpen und Mohnblüthen.

Sergius nahm seinen Platz im Chorstuhl der Familie Boranski ein. Wanda saß an seiner Seite, in ihr Gebetbuch vertieft. Er blickte bald auf den Altar, wo der Priester die Messe las, bald auf ihr reines Profil, lauschte jetzt dem Gesang auf dem Chore und jetzt dem holden Athem, der Wandas Schafpelz leise wogen machte, und er fragte sich, was ihn andächtiger stimmte, die Worte des Priesters, der Weihrauch, die Orgel, oder diese schöne Kreatur, welche unbewußt das Loblied ihres Schöpfers sang.

Als sie den Rückweg antraten, kamen sie unter einem Birnbaum vorüber, und eine herrliche Frucht fiel vom Ast, gerade vor Wandas Füße. Sergius hob sie rasch auf und reichte sie ihr. Sie dankte erröthend.

„Sie dürfen dies nicht wieder thun,“ flüsterte sie, „was werden sonst die Leute von uns denken.“

„Du hast recht, Du bist in allem vernünftiger als ich.“

Zu Hause angekommen, fanden sie zwei Bettler, welche jeden Sonntag kamen und jedesmal reichlich beschenkt wurden. Der eine war ein kräftiger Mann von vierzig Jahren, dessen Körper unter dem Hemd und dem Beinkleid von grober Leinwand, das er trug, eine prächtige Muskulatur zeigte. Sein Strohhut, den er selbst geflochten, beschattete ein wettergebräuntes, gesundes Gesicht und einen Stiernacken. Er hatte die Augen geschlossen und ging

mit Hilfe einer Krücke, die ihm gar nicht zu genügen schien, denn er ließ sich außerdem durch einen Knaben von zehn Jahren stützen und führen.

Dieser Knabe war gleichfalls das Bild robuster Gesundheit.

Sie hatten beide vor dem Hause in der Sonne gesessen und hatten sich erhoben, als Sergius in den Hof trat. Der Knabe führte den Mann heran, und während dieser sich auf die Kniee niederließ, küßte er Sergius den Rock.

„Was sind das für Leute? fragte Wanda mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß, „kennst Du sie, Peter, ich glaube mich ihrer zu erinnern. Es sind Taugenichtse, die nicht arbeiten wollen."

„Oh! gnädige Frau!" schrie der Mann mit der Krücke, „Gott steh mir bei, ich bin ein armer blinder und lahmer Mensch, und dieser unglückliche Knabe hier, meine einzige Stütze, ist taubstumm, stumm wie ein Fisch und taub wie ein Stein."

„Es sind zwei Unglückliche, ich kenne sie," sagte Peter.

Wanda zuckte die Achseln. „Meinetwegen, die Köchin soll ihnen das Sauerkraut von gestern Abend geben und jedem ein Stück Brot."

Während sie in das Haus ging und Sergius ihr folgte, kamen noch drei Unglückliche desselben Genres in den Hof, ein Alter, der sich auf den Knieen fortbewegte, ein Jüngling, dem ein Arm fehlte, und ein Weib, das bei jedem zweiten Schritt Halt machte und furchtbar hustete.

Alle nahmen auf den Stufen vor dem Hause Platz, und jedes empfing seine irdene Schüssel mit Sauerkraut

und sein Stück Brot mit lauten Danksagungen. Als sich aber die Köchin und Peter entfernt hatten, änderte sich sofort die Scene.

„Was?" murmelte die Frau, „Kraut giebt man uns?"

„Und noch dazu aufgewärmt," sprach der Blinde, nachdem er vorsichtig um sich geblickt hatte.

„Was? kein Geschenk?" rief der taubstumme Knabe.

„Daran ist nur die neue Haushälterin schuld," belehrte der Blinde die Anderen.

Indeß war Wanda wieder in der Thür erschienen. Auf ihren Wink kam Sergius herbei, und beide hörten das Ende des Gespräches mit an.

„Ich kann dieses Zeug nicht essen," betheuerte der Jüngling ohne Arm, „das ist gut für die Schweine."

„Kein Geld zu geben, nicht einmal ein paar Kreuzer," fügte der Greis hinzu, „das ist schmutzig."

„Wo ist nur Peter?" murmelte der Blinde, „der würde uns wenigstens ein Glas Branntwein geben."

„Nein, ich esse nicht, ich verderbe mir nicht den Magen," rief der Greis und warf die Schüssel zu Boden.

„Was?" rief jetzt Wanda, „was habe ich gehört?"

„Ach! die unselige Schüssel ist meinen alten, zitternden Händen entfallen," murmelte der Greis.

„Du lügst," sagte Wanda empört, „unser Essen ist Euch zu schlecht, Du hast die Schüssel absichtlich zu Boden geworfen und die Andren wären Deinem Beispiel gefolgt, wenn ich nicht zu rechter Zeit gekommen wäre. Packt Euch auf der Stelle!"

„Aber Afthanasia," ließ sich Peter vernehmen, der erschreckt herbeikam, „Du mußt Erbarmen haben mit diesen Armen, die Gott geschlagen hat."

„Die sind ohne Ausnahme ebenso gesund wie wir," rief Wanda, eilte zu der Hundehütte und machte den großen Wolfshund los, „ja, den Armen soll man geben, aber nicht solchen Taugenichtsen. Wenn Ihr Euch lange genug von diesem Volk habt brandschatzen lassen, ich bin klüger als Ihr! Vorwärts Brytan!"

„Der Hund sprang mit freudigem Gebell um Wanda herum und stürzte dann auf die Bettler los, welche in lächerlicher Eile die Flucht ergriffen. Die Frau, die bei jedem Schritte hustete und der Greis, der sich auf den Knieen fortbewegte, rannten wie zwei Schnellläufer um die Wette neben einander her, der Blinde öffnete die Augen, warf seine Krücke weg und sprang über den Zaun, der Jüngling hatte plötzlich beide Arme und der taubstumme Knabe schrie wie ein Besessener.

Wanda stand mitten im Hofe, die Arme in die Hüften gestemmt und lachte, während Peter die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

„Nun, wer hat wieder Recht?" fragte Wanda lustig.

„Du," antwortete Sergius, „immer Du."

Seine Augen leuchteten vergnügt.

„Um des heiligen Georg willen," ließ sich jetzt eine wehmüthige Stimme vernehmen, „gebt mir meine Krücke, die Bauern prügeln mich halbtodt, wenn sie mich ohne Krücke sehen," flehte der Blinde, der über den Zaun herüber sprach.

„Darf ich?" fragte Peter.

„Die Krücke gehört ihm," sagte Wanda, „die kann er haben."

* * *

Sergius ritt nach dem Mittagsessen fort, er hatte Geschäfte in der Kreisstadt, die er heute abmachen wollte, wo alle Hände ruhten und er sicher war, die Leute alle zu Hause zu treffen. Es war spät, als er zurückkehrte. Niemand war da, ihn zu empfangen. Er mußte absteigen, selbst das Thor öffnen und sein Pferd in den Stall führen. Im Hause war Alles dunkel und Niemand antwortete auf seinen Ruf. Die Köchin war bei Nachbarn zum Besuch und Peter und der Kutscher spielten in der Kartschma Karten.

Sergius zündete eine Cigarre an und ging in den Garten.

Ringsum lag die Ebene im milden Lichte der Herbstnacht; die Stoppelfelder, die Waiden, Haine und Wald ruhten in tiefem Schweigen und aus dieser schlafenden Landschaft und dieser Stille stiegen die Wipfel des Gartens empor und klang eine Stimme zu Sergius herüber.

Der Himmel war voll Sterne und der Garten voll Duft. Blumen und Bäume schienen zu träumen, nichts regte sich in der milden feuchten Luft.

Ein wehmüthiges Lied zog durch die Nacht, die Stimme, die es sang, paßte so ganz zu der düstren Melodie, es war eine tiefe schöne Frauenstimme, ein wenig verschleiert und dadurch noch rührender.

Sergius folgte langsam ihrem Zauberton, bis er Wandas weißen Lammpelz durch das dunkle Blättergitter schimmern sah.

Er blieb zwei Schritte von ihr entfernt stehen.

„Wer ist da?“ fragte Wanda.

„Ich.“

„Herr Boranski?“

„Ja, wo bist Du, darf ich mich zu Dir setzen?“

„Welche Frage.“

Sergius näherte sich und nahm auf der wurmstichigen Holzbank neben ihr Platz, jedoch nicht zu nahe. „Du hast eine schöne Stimme,“ sagte er, „und Du kannst auch singen. Hast Du das auch bei Deiner Milchschwester gelernt?“

„Alles und noch manches Andere, wovon Sie vorläufig keine Ahnung haben.“

„Den Männern die Köpfe verdrehen,“ murmelte Sergius.

„Was hätte ich davon,“ erwiderte Wanda, „wenn nur Jener mich liebt, dem ich gut bin, dann bin ich schon zufrieden.“

„Du hast also Dein Herz schon vergeben?“

„Nein, ich denke nicht daran.“

„Das freut mich.“

„Das freut Sie?“ rief Wanda, „Sie sind doch eigentlich recht komisch, Herr Voranski.“

„Ich freue mich, weil ich auf diese Weise hoffen darf, daß Du uns nicht sogleich wieder verlassen wirst.“

„Sie sind mit mir zufrieden?“

„Mehr als das.“

„Ich mache also meine Sachen gut, und auch meine Küche schmeckt Ihnen, wie es scheint.“

„Ich würde Kieselsteine essen, wenn Du sie zubereiten würdest.“

Wanda begann zu lachen.

„Warum lachst Du?“

„Weil — weil Sie so komisch sind — ich glaube, Sie machen mir den Hof.“

„Und das belustigt Dich?“

„Natürlich. Ein Herr und eine Bäuerin!“

„Oh! Du bist klüger und besser und schöner als alle unsere Damen.“

„Herr Boranski, Sie dürfen mir nicht solche Dinge sagen.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich dann nicht in Ihrem Hause bleiben kann.“

„Es hört uns doch Niemand.“

„Nein, ich will nicht, daß Sie mir den Hof machen.“

„Ich mache Dir nicht den Hof,“ erwiderte Sergius, „aber ich kann nicht anders, ich muß Dir sagen, was ich denke und fühle, und es ist wirklich komisch, ich glaube, daß ich Dich heute schon sehr lieb habe.“

„Das ist mir in der That sehr komisch.“

„Weil Du in mir den Fremden, den Herrn siehst, weil Du nichts für mich fühlst.“

„Doch — Herr Boranski,“ sprach Wanda mit einem Ton, der so herzlich war und ihm so wohl that, ich bin Ihnen gut, und wenn Sie ein Bauer wären, würde ich Sie auf der Stelle heirathen.“

Jetzt begann Sergius laut zu lachen, und Wanda stimmte fröhlich ein.

* *
*

Als Wanda am Morgen das Fenster öffnete, sah sie Julian Medrozki langsam auf der Kaiserstraße herankommen. Sein Schecke schnaubte und schüttelte den Kopf, um die großen Fliegen zu verscheuchen, die ihm umschwärmten. Julian hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und blickte über den Zaun in den Edelhof. Wanda zweifelte keinen Augenblick, daß sie es war, die er suchte, und als er sie erblickte, und ihr liebenswürdig zunickte, mußte sie unwillkürlich lächeln.

Ihre Situation ihm gegenüber amüsirte sie, und da sie nicht das Mindeste für ihn empfand, hatte sie auch nichts zu fürchten. Sie versprach sich einigen Zeitvertreib von dieser Eroberung, vielleicht schmeichelte es auch ein wenig ihrer Eitelkeit, daß sie als Bäuerin, ohne den reichen Rahmen, der sie sonst umgab, über diesen verwöhnten Frauenliebling triumphirte.

Beim Kaffee begann Wanda zum ersten Male mit Boranski von seinem Gute zu sprechen.

„Ich habe bis jetzt über diese Dinge geschwiegen,“ sagte sie, „ich habe mich begnügt zu beobachten. Jetzt bin ich nicht mehr im Zweifel darüber, daß Sie von lauter Dieben und Räubern umgeben sind, das ist ja eine vollkommene polnische Wirthschaft hier. Alles ist im größten Verfall, Jeder legt die Hände in den Schoß, Niemand denkt an morgen.“

Sergius bestritt nichts, er fragte nur: „Wie willst Du das ändern?“

„Indem ich Alle, Beamte und Leute, vom Oekonomen bis zum letzten Knecht herab, fortschicke.“

„Das ist eben die Schwierigkeit,“ erwiderte Boranski verlegen, „ich bin Jedem etwas schuldig, das macht sie so frech und träge. Ich habe keine Autorität über sie.

„Ich werde Alles arrangiren,“ sprach Wanda, „lassen Sie mich nur machen.“

Sie bezahlte auf der Stelle Jedem, was er zu fordern hatte und gab dann Allen ohne Ausnahme den Abschied. Der Oekonom versuchte Widerstand zu leisten, aber endlich räumte auch er das Feld.

„Woher hast Du nur das Geld?“ fragte Sergius, „ich kann doch nicht annehmen, daß Du für mich bezahlst.“

„Denken Sie vielleicht, daß ich Ihnen etwas schenke?" erwiderte Wanda. „Ich werde nichts verlieren, das kommt Alles auf Ihre Rechnung."

„Noch an demselben Vormittag trafen ein Aufseher und zwei Knechte ein, welche Wanda bereits früher in Dienst genommen hatte. Außer diesen Beiden nahm sie nur noch Tagelöhner zur Arbeit. Boranski staunte, wie sie sich in Allem zurechtfand, wo sie überall zu ersparen verstand. Wanda besichtigte hierauf mit ihm die Wirthschaftsgebäude, die Ställe, die Scheunen, die Tenne, den Heuboden, sie zeigte ihm alle Schäden, sie machte ihn auf die Gegenstände aufmerksam, welche unbrauchbarer geworden waren oder ganz fehlten.

„Ja, wie sollen wir dies Alles nur nachschaffen?" sagte Sergius seufzend.

„Ich habe eine Liste gemacht und werde Alles, was nöthig ist, kommen lassen," gab sie zur Antwort. „Ich werde nichts vergessen, das Geld ist da. Alles kommt auf Ihre Rechnung. Ich werde schon dafür sorgen, daß ich bezahlt werde, fürchten Sie nichts."

Nach dem Mittagsessen schlug sie Sergius vor, gemeinschaftlich einen Gang durch die Felder zu machen, den Hirten einen Besuch abzustatten und auf dem Rückweg den Steinbruch und den Holzschlag anzusehen.

Sie ging wie sie war, in ihrem blauen Mieder, aus dem das weiße gestickte Hemd in malerischen Falten hervorquoll. Sergius nahm seine Flinte und seine Jagdtasche.

Der Tag war klar und warm. Einzelne weiße Wölkchen, die an dem blauen Himmel ohne Eile dahinzogen, dienten nur dazu, denselben noch freundlicher erscheinen zu lassen. Sie schwammen wie spielende Schwäne in dem leuchtenden Azur. Die Sonne goß ihre vollen goldenen Wellen über

die endlosen Stoppelfelder, durch die sie auf schmalen Stegen dahinschritten. Sergius ließ Wanda vorangehen. Er wurde für diese seltene Galanterie, einer Bäuerin gegenüber, reichlich belohnt, denn es war ein anmuthiges Vergnügen für ihn, ihre schlanke Gestalt vor sich zu sehen, ihre kleinen Füße in den rothen Stiefeln, die sie zierlich wie eine Bachstelze setzte, ihren weißen Nacken, auf dem die Goldmünzen und Korallen leuchteten, die dunklen auf dem Rücken schaukelnden Zöpfe.

Jedesmal, wenn sie sich bückte, um eine Blume zu pflücken und ihr steifer Perkailrock lustig rauschte, faßte ihn eine Art köstlicher Schauer.

Man sah in der Ferne die Thürme der Kreisstadt, nicht größer als die Buchstaben, aus denen der Titel eines Journals gebildet ist und den leuchtenden Himmel, der auf der dunkeln Erde ruhte. Manchmal erhob sich die schlanke Silhouette eines Ziehbrunnens oder ein Heuschober in die Luft. Sie kamen an einem großen Kreuz vorbei. Der Heiland mit einer Blumenkrone geschmückt, lächelte auf die Maiskolben, Getreideähren und Früchte herab, welche ihm die Bauern in ihrem naiven Glauben geopfert hatten.

Nachdem sie eine kleine steinerne Brücke, auf welcher der heilige Johann von Nepomuk Wache hielt, überschritten hatten, betraten sie die weite Hutweide, welche der murmelnde Bach mit seinem silbernen Band einsäumte.

Die Heerden bewegten sich hier wie Abtheilungen eines Heeres. Der Erste, den sie trafen, und der sie ehrerbietig grüßte, war der Kuhhirt, in seinem Leinwandanzug, den Schafspelz um die Schultern, einen großen Strohhut auf dem zottigen Kopfe, einen langen Stecken in der Hand, von einem weißen Spitz begleitet, der die rothe Zunge heraushängen ließ, und freundlich wedelte. Die Kühe und

Ochsen waren von guter Race, aber alle erschrecklich mager. Etwas besser zeigten sich die Pferde, welche hundert Schritte weiter, mit zusammengebundenen Vorderfüßen, Glöckchen um den Hals, grasten. Ein kleines Füllen sog vergnügt an der Brust einer weißen Stute, welche die Ankommenden erstaunt ansah. Der Pferdehirt lag im Grase ausgestreckt und schnitzte sich eine Pfeife,

Die Lämmer, weiße und schwarze, zogen langsam grasend vorüber. Jedesmal, wenn der große Wolfshund herbeikam und sie bellend umkreiste, drängten sie sich furchtsam zusammen und blöckten im Chor. Ein großer Mann in einer abgerissenen weißen Uniform mit grünen Aufschlägen, eine österreichische Soldatenmütze auf dem Kopf, bewachte sie. Von Zeit zu Zeit ließ er die lange Peitsche mit dem kurzen Stiele knallen.

Sergius führte Wanda jetzt in niederes Strauchwerk zwischen Himbeer- und Brombeerbüschen zu dem Steinbruch, über den sich der Wald mit seinen schwarzen Tannen und weißen Birken erhob.

„Willst Du nicht ein wenig ausruhen?“ fragte Sergius.

„Oh ja, warum nicht,“ sagte Wanda.

Sergius fand ein allerliebstes Plätzchen unter einem Haselnußstrauch. Sie saßen jetzt hier im hohen Gras, von blauen und gelben Blumen umgeben, von Hummeln und Bienen umschwärmt und aßen Nüsse, die sie von den Zweigen herabrißen.

Es arbeiteten nur fünf Leute im Steinbruch. Der Aufseher kam herbei und erstattete Sergius Bericht,

„Man müßte mehr Arbeiter dingen,“ sagte Wanda.

„Das habe ich auch gesagt,“ bemerkte der Aufseher, „die Steine lassen sich doch gut zum Bau verwenden, man

verkauft sie immer in der Stadt, und das Uebrige giebt Schotter, den bezahlt die Regierung jederzeit. Es fehlt eben auch an Fuhrwerk."

„Das soll Alles anders werden," sprach Wanda.

„Was giebt es sonst Neues?" fragte Sergius.

Der Aufseher lächelte. „Ein Bär hat sich schon mehrmals hier oben in den Tannen gezeigt."

„Und er hat Euch nicht beunruhigt?"

„Nicht im Mindesten. Er sucht Früchte und Honig, und manchmal sitzt er am Rande der Felswand und wirft kleine Steine auf uns herab wie ein Gassenjunge. Aber ein Mädchen, das im Walde Schwämme suchte, hat er angefallen und hat ihr den rechten Arm aufgerissen, dennoch konnte sie sich noch retten."

Sergius stand auf. „Du kannst hier bleiben, Afthanasia," sprach er, „ich will sehen, ob ich die Bestie finde."

„Ich gehe mit Ihnen," sagte Wanda und erhob sich gleichfalls.

„Es ist nicht ohne Gefahr," erwiderte Sergius, indem er die Läufe seiner Doppelflinte mit Kugeln lud und den Yatagan auf den Flintenlauf setzte.

„Ich weiß es," sagte Wanda, „ich fürchte mich nicht."

„Aber ich werde unruhig sein, um Deinetwillen," murmelte Boranski.

„Nein, ich lasse Sie nicht allein gehen," erwiderte Wanda entschieden, kommen Sie, wir werden zusammen das Abenteuer bestehen." Ihre Augen blickten muthig und zuversichtlich.

„So komm, in Gottesnamen."

Sie stiegen den grünen Waldhang empor und drangen dann in das Dickicht ein. Wanda hatte ihre Schürze zusammengenommen und bückte sich von Zeit zu Zeit, um

einen Schwamm oder eine Beere zu pflücken. Eine Schlange raschelte im Laub, richtete sich gegen sie auf und setzte dann langsam ihren Weg fort.

Sergius deutete jetzt auf einen hohlen Baum, in dem ein unablässiges Summen und Schwirren war. Wilde Bienen flogen ein und aus. An dem Stamm waren deutlich die Spuren der Bärentatzen zu sehen.

„Ich wette, daß dieser zottige Herr hier schon manchen Besuch abgestattet hat,“ sprach Boranski, „es wird am Besten sein, ihn hier zu erwarten, wenn er seine Abendpromenade macht.“

Er legte sich hinter einen großen Baumstumpf in das weiche Moos und hielt die Flinte vor sich. Wanda ließ sich neben ihm nieder und zwar so, daß sie zwischen grünen Ranken und Tannenschößlingen, wie in einem Versteck saß.

Beide schwiegen. Man hörte lange Zeit nur den Athem des Waldes, das Flüstern der Gräser und das Rauschen der Wipfel, und von Zeit zu Zeit das Klopfen der Spechte an den röthlichen Stämmen.

Endlich ließ sich ein Rascheln in den dürren Blättern vernehmen, die den Boden bedeckten, und dieses dumpfe und einförmige Geräusch kam näher und näher.

Sergius warf einen Blick auf Wanda, sie nickte ihm zu, sie verstand, aber sie blieb ruhig und muthig wie bisher.

Langsam theilten sich die kleinen hellgrünen Bäumchen, die den hohlen Stamm umgaben, und der große zottige Kopf eines Bären kam zum Vorschein. Sergius hob den Lauf seiner Flinte und faßte ihn in das Auge; zugleich hatte die Bestie ihn entdeckt und stutzte.

Wanda beugte sich vor, sie war etwas bleich geworden, und fühlte ihr Herz bis an den Hals herauf schlagen.

Blitz und Knall. — Ein wüthendes Gebrüll und Wild und Jäger richtete sich zugleich auf. Der Bär breitete die Tatzen aus, als ob er Sergius umarmen wollte und kam auf ihn zu mit weitgeöffnetem Rachen.

Sergius zielte auf das weiße Blatt an der Brust des Thieres, erst auf zwei Schritte gab er Feuer.

Der Bär drehte sich um, als ob er tanzen wollte und stürzte dann nach vorn, ohne einen Laut von sich zu geben.

Wanda sprang auf. „Ist er todt?" fragte sie mit blitzenden Augen.

„Vorsicht! Nicht zu nahe," sprach Sergius und lud kaltblütig sein Gewehr von Neuem.

In diesem Augenblicke ertönten wilde, fremdartige Laute, und eine Schaar halbnackter, brauner Gestalten brach aus dem Dickicht hervor.

Ein Mann mit einem blitzenden Messingreif auf dem schwarzen krausen Kopf, die Bruchstücke eines rothen Mantels um die Schultern, ein junges hübsches Weib, die Haare mit Glasperlen durchflochten, mit einem langen buntgestickten Hemd und einer Jacke aus schwarzem Lammfell, ohne Aermel bekleidet; zwei halbgewachsene Knaben, ein kleines Mädchen und ein Greis folgten.

Es waren Zigeuner, die ihr Lager im Walde aufgeschlagen hatten und auf die Schüsse herbeigeeilt waren.

„Sei gegrüßt, Du Held!" rief die junge Frau, die Arme mit einer theatralischen Geste erhebend.

„Dem Tapferen Ruhm, dem Mächtigen Achtung!" sagte der Greis.

„Ich bin Mischka Akananzur der Zigeunerkönig,“ sprach der Führer der Bande mit dem rothen Mantel, „ich bin der Enkel des großen Pharao aus Egypterland. Ich heiße Dich willkommen, Fremdling, Du hast gute Beute gemacht. Sei großmüthig und theile mit uns.“ Er drehte den Bären um, und Alle bewunderten ihn.

„Was wollt Ihr?“ fragte Sergius lachend, „das Fell brauche ich selbst, und die Tatzen, diesen Leckerbissen gebe ich Euch nicht.“

„Du kannst auch noch die beiden Keulen nehmen,“ sagte das braune Weib, das sich auf dem todten Unthier niedergelassen hatte.

„Sie sind vortrefflich, wenn man sie räuchert,“ stimmt Wanda bei.

„Laß uns nur das Uebrige,“ sprach der Greis.

„Mit Vergnügen,“ erwiederte Sergius.

Indeß waren noch zwei Männer und drei Weiber herbeigekommen, sie machten eine Trage aus Baumästen, luden den Bären auf und trugen ihn weiter in das Dickicht hinein. Wanda und Sergius folgten.

Mit einem Male öffneten sich die grünen Wände und eine kleine Waldblöße wurde sichtbar, auf der vier kleine Zelte um ein großes Feuer standen. Ueber dem prasselnden Holz hing ein großer Kochkessel. Ein Wagen stand im hohen Grase. Fünf kleine schwarze Pferde mit wirren Mähnen weideten auf der Wiese. Die Zigeuner luden den Bären ab und machten sich sofort an die Arbeit. Sie zogen das Fell mit Vorsicht und Geschicklichkeit ab und schnitten dann die Tatzen und die beiden Keulen heraus. Der König hieß die beiden Knaben den fremden Helden begleiten. Nachdem Wanda noch das kleine Mädchen mit etwas Geld beschenkt und dafür die heißesten Segenswünsche

empfangen hatte, machte sie sich mit Sergius auf den Weg. Die beiden jungen Egypter folgten. Der eine trug das Fell des Bären, der andere das Fleisch in einem Korbe auf dem Rücken.

Am Eingang des Dorfes trennten sie sich. Wanda hatte etwas bei dem Juden zu besorgen, während Sergius das Fell zum Kürschner bringen wollte.

„Kommst Du bald wieder?" fragte er mit einem Blick, der sie zugleich belustigte und rührte.

„Gewiß," gab Wanda zur Antwort, „ich bin gleich fertig. Und Sie?"

„Ich werde Dich erwarten."

„Mit Ungeduld?" spottete Wanda.

Sergius drohte ihr mit dem Finger, während sie fröhlich davonschritt und bald hinter den Hecken verschwand. Er hörte noch lange ihr helles glückliches Lachen.

* *
*

Als Wanda sich der Schenke näherte, begrüßte sie eine tolle wilde Musik, Geigen, Baß und Cymbal rasten um die Wette, gleich einem Chor böser Geister, die dem Höllenpfuhl entstiegen waren. Sie näherte sich dem Fenster und blickte hinein. In der Schenkstube spielten fünf bärtige, jüdische Musikanten zum Tanz und die Burschen und Mädchen aus dem Dorfe tanzten die Kolomijka.

Wanda trat ein und drängte sich langsam, indem sie längs der Wand ging, bis zum Schenktisch durch, hinter dem die Jüdin thronte. Diese lächelte ihr schon von Weitem zu: „Womit kann ich Dir dienen?" fragte sie.

„Ich brauche allerhand," gab Wanda zur Antwort, „vor Allem weißen Zwirn, dann Zimmt, Rosinen und eine Citrone."

„Kannst Du Alles haben.“

Während Charka Sternglanz das Gewünschte herbeischaffte, war Julian Medrozki zu Pferde angekommen, stieg ab, blickte in die Schenkstube und als er Wanda entdeckte, band er sein Pferd an die Krippe und bahnte sich dann rasch einen Weg durch die Tanzenden bis zu ihr hin.

„Afthanasia,“ sprach er, seinen Schnurrbart drehend, „ich muß Dir sagen, daß Herr Boranski einen verteufelt guten Geschmack hat.“

„Wie meinen Sie das?“ erwiderte Wanda, indem sie die schönen Brauen zusammenzog.

„Ich will sagen, daß er seinen Haushalt wahrhaft schönen Händen anvertraut hat.“

„Behalten Sie Ihre Complimente für sich,“ sagte Wanda ärgerlich, „ich bin nicht einfältig genug, um daran zu glauben.“

„Also, ohne alle Complimente,“ fuhr Julian fort, „willst Du mit mir tanzen?“

„Ich denke, ich bin nicht hier, um mich zu unterhalten.“

„Thu's doch,“ raunte ihr die Jüdin zu, „ich habe den Schaden davon, wenn Du unartig mit ihm bist.“

„Ich bitte Dich — nur fünf Minuten — die kannst Du mir doch schenken,“ flehte Julian, er war mehr und mehr bezaubert von dieser stolzen, ungewöhnlichen Bäuerin.

„Gut — aber nur fünf Minuten — keine Sekunde mehr.“ Wanda nahm ihren Pelz ab.

Julian legte seinen Arm um ihren schlanken Leib und führte sie in die Mitte der Stube. Sofort hörten alle Andern auf, sich im Kreise zu drehen und zogen sich an die Wand zurück, um das hübsche Paar zu bewundern, und es war in der That ein prächtiges Schauspiel. Julian verstand es mitten im wilden leidenschaftlichen National-

tanz die Eleganz des vornehmen Mannes zu bewahren und Wanda schien, indem sie sich im raschen feurigen Tact der Kolomijka wiegte, ein Marmorbild, in dessen Adern warmes Blut zu pulsiren beginnt, jede ihrer energischen Bewegungen war anmuthig und schön, sie glich bald einer verführerischen Bajadere, bald einer rasenden Bachantin, jetzt einer kriegerischen Amazone und jetzt wieder einer Priesterin, die den Opferstein umtanzt.

Als sie plötzlich abbrach und rasch ihren Pelz anzog, folgte ihr Julian und überhäufte sie mit Lob. Es waren diesmal keine Complimente, sein Entzücken war vollkommen aufrichtig und er fand keinen bessern Ausdruck für dasselbe, als eine Schnur großer Korallen, welche er Charka eilig abhandelte und Wanda anbot.

Diese schüttelte lächelnd den Kopf. „Stürzen Sie sich doch meinetwegen nicht in Ausgaben,“ sagte sie, „ich nehme von Niemand Geschenke an.“

„Du wirst mich noch böse machen,“ rief Julian.

„Was liegt mir denn daran, ob Sie mir böse sind oder nicht. Ich habe Ihnen einmal Ihren Willen gethan und mit Ihnen getanzt, damit Basta.“ Sie packte die gekauften Gegenstände zusammen und wollte fort, aber Julian hielt sie zurück.

Je stolzer sich Wanda zeigte, um so besser gefiel sie ihm und rasch wurde aus dem flüchtigen Interesse ein ernstes und leidenschaftliches.

„Erst wollen wir Frieden schließen,“ sagte er. „Ich habe nicht daran gedacht, Dich zu beleidigen.“

„Gut, ich bitte Sie aber mich in Zukunft nicht wie eine Zigeunerin zu behandeln, sondern wie eine Frau, welche ein Recht hat auf Achtung.“

„Gewiß, gewiß.“

„Hier meine Hand," schloß Wanda das Gespräch, und bleiben Sie gesund."

Julian nahm die dargebotene Hand, und ehe Wanda es hindern konnte, hatte er ihr dieselbe geküßt. Sie wurde roth, machte sich los und ging eilig davon.

„Ein schönes Weib!" rief Julian in der Thüre stehend und mit der Reitgerte seine hohen Stiefel klopfend.

„Die hat es Ihnen angethan", spottete die Jüdin.

Julian zuckte die Achseln. „Ja denn — sie gefällt mir — sie gefällt mir sehr gut."

„Aber sie ist auch ebenso brav und resolut als schön", fuhr Charka fort, „lassen Sie in Zukunft diese Scherze bleiben, es könnte Ihnen etwas Unangenehmes passiren."

„Ich scherze ganz und gar nicht," entgegnete der junge Landedelmann, „ich bin im Stande, mich wahnsinnig in diese Afthanasia Korolenka zu verlieben und —"

„Und?"

„Und sie zu heirathen."

Eine Bäuerin?"

Unsere Bäuerinnen sind aus einem ganz andern feineren Thon gemacht, als die in andern Ländern," gab Julian zur Antwort, „wer zählt die Dorfschönen, welche im Laufe der Jahrhunderte die Gebieterinnen ihrer Herren geworden sind und mehr als das, Anastasia Lissoski trug den Hermelinkaftan einer Sultanin, das Mädchen von Marienburg die Tiara einer Zarin, während Esterka, welche zwar eine Jüdin, aber auch nicht viel mehr als eine Bäuerin war, die bürgerliche Gemahlin König Kasimirs wurde und weit mehr Königin war, als viele, welche die Krone tragen."

„Die Gräfin Komarnizka war ja auch ein Bauernmädchen."

„Ganz richtig", fuhr Julian fort, „ich rechne also darauf, daß Du Afthanasia zusprichst —"

„Rechnen Sie nicht auf mich?"

„Charka, ich habe die besten Absichten. Ich möchte Afthanasia zu meiner alten Tante bringen, sie von ihr zähmen und erziehen lassen und dann —"

„Machen Sie das mit Afthanasia selbst ab", unterbrach ihn Charka und ging hinein in das Haus.

Als der Tanz zu Ende war, spät Abends, klopfte es an Wandas erleuchtetes Fenster. Sie saß an demselben und nähte für Sergius.

„Afthanasia!" rief es

Wanda öffnete das Fenster und erblickte Charka Sternglanz. „Was giebt es?" fragte sie.

„Ich bin nur gekommen, Dich zu warnen," flüsterte Charka, „Herr Medrozki ist sterblich verliebt in Dich."

Wanda begann zu lachen.

„Ja, ja, er sprach sogar davon Dich zu erziehen und zu heirathen —"

Wanda lachte immer toller.

„Lach' nicht," fuhr die Jüdin fort, „wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, muß er es haben, und wär' es ein Stern vom Himmel, wenn Du ihn also nicht liebst, dann hüte Dich vor ihm, er ist jeder Narrheit fähig."

* *
*

Den folgenden Nachmittag gingen Sergius und Wanda zur Mühle. Es war schon abgemacht, daß sie Alles zusammen besichtigten und die Anordnungen gemeinsam trafen, stillschweigend that er keinen Schritt ohne sie und sie keinen ohne ihn.

Die Mühle lag in einem kleinen geschlossenen Thal zwischen zwei bewaldeten Hügeln, wie in einem Versteck. Es war ein heimlicher Ort voll Frische und Duft, denn an dem Bache standen allerlei Blumen und bildeten eine freundliche, farbige Stickerei auf dem grünen Sammt des Rasens. Auch in der Mühle war Manches anzuordnen, Manches zu verbessern.

Nachdem sie das Nöthige veranlaßt hatten, schritten Sergius und Wanda an dem murmelnden Wasser dahin, heiter und glücklich in der Unschuld ihrer Empfindungen.

Plötzlich bückte sich Wanda, pflückte eine Wolfsmilch, blies die flaumige Kugel in der Luft auseinander und rief, mit einem schalkhaften Blick auf ihren Begleiter „Männertreue!"

„Man könnte mit demselben Rechte Weibertreue sagen," erwiderte Sergius; „übrigens ist das Räthsel, das so viele beschäftigt hat, leicht zu lösen. Wenn es uns gelingt, die Liebe zu bewahren, dann brauchen wir um die Treue niemals besorgt zu sein."

„Das ist es aber, — die Liebe —", seufzte Wanda, „wer vermag das flüchtige Kind festzuhalten?"

„Die Liebe muß eben auf einen festen sicheren Grund gebaut sein," fuhr Sergius fort, „es genügt nicht, daß jener namenlose Zauber, der kommt, man weiß nicht wie und schwindet — man weiß nicht wie, Mann und Weib verbindet, auch die Eintracht der Herzen scheint mir keine genügende Bürgschaft, es müssen sich die Geister, die Charaktere zu einander finden, — die Anschauungen, die Grundsätze, müssen ebensogut stimmen, wie die Empfindungen."

„Sie sprechen zu mir wie zu einer Dame —"

Oh! Du verstehst mich besser, als alle Damen der Welt!"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich lese es in Deinen Augen."

Sie kamen jetzt hinab auf die Felder, auf denen eben die Kartoffel- und Maisernte beendet worden war. Die Dämmerung wuchs rings umher gleich einem grauen, formlosen Ungeheuer, das Alles verschlang. Nur im Westen war noch ein lichter Streifen zu sehen, eine große Kerze, die im Erlöschen ein letztes Mal aufflackert, dann war es vollkommen dunkel. Die schwergeladenen Wagen setzten sich knarrend in Bewegung. Plötzlich flammte es jenseits eines Maisfeldes auf.

Dort weideten Boranskis Pferde, und die Hirten hatten aus Reisig, Maisstroh und Kartoffelblättern ein riesiges Feuer angefacht.

„Kommen Sie," sprach Wanda, „wir wollen uns in heißer Asche Kartoffeln und Maiskolben braten." Sie lief vorwärts, munter und glücklich wie ein Kind, das von einem Einfall bezaubert ist.

Bei dem Feuer angelangt, suchten sie Beide in der Nacht nach Kartoffeln und Maiskolben. Wanda brachte bald die Schürze voll derselben und legte sie in die Asche, deckte sie mit derselben zu und dann setzten sie sich auf den Feldrain, um das Braten abzuwarten.

Es war ein herrlicher Abend, etwas frisch aber voll köstlichen Duftes und der Himmel spannte sich in seiner ganzen Sternenpracht über ihnen aus. In der Ferne stieg Nebel auf und flatterte um die schwarzen Tannen. Die Felder, die Wiesen glänzten unter dem reichlich gefallenen Thau, und durch die Stille der Nacht ließ sich

das Rad der Mühle vernehmen und hie und da der klagende Ruf eines Käuzchens.

Wanda fühlte sich so wohl, so frei, so glücklich, daß sie sich vergaß und plötzlich die Hand Boranskis, die neben ihr im Grase lag, ergriff und drückte.

Sergius hielt sie fest und ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr die Hand geküßt.

Sie stand rasch auf um nach dem Feuer zu sehen, und jetzt sah Sergius beim grellen Flammenlicht, daß sie über und über roth geworden war. Fröhlich brachte sie die Kartoffeln und Maiskolben und nun begannen sie zu essen und aßen noch daran, als sie nach Hause kamen. Trotzdem schmeckte ihnen das Nachtessen noch immer vortrefflich, vor Allem die leckeren Bärentatzen, welche nach Wandas Anordnung von der Köchin wahrhaft köstlich zubereitet worden waren.

Es war spät, als Wanda zur Ruhe ging. Sie war nicht wenig überrascht, das Bärenfell, mit rothem Tuch gefüttert, vor ihrem Bette ausgebreitet zu finden.

Der Kopf des Bären war sehr geschickt ausgestopft, der offene Rachen zeigte die großen weißen Zähne und die gelben Augen schienen noch zu drohen. Wanda zog die rothen Stiefel und die Strümpfe aus und versenkte ihre kleinen Füße in das dichte Fell, das unter denselben elektrisch knisterte. Plötzlich kam ihr ein muthwilliger Einfall. Sie dachte: dieser Bär, der hier besiegt vor mir liegt, ist Sergius! und laut lachend setzte sie den kleinen Fuß als Siegerin auf seinen Kopf.

* *
*

Wanda war nicht gerade angenehm überrascht, als sie eines Tages Julian Medrozki im Hofe vom Pferde steigen

und in das Haus treten sah. Er kam als alter Freund um Voranski zu besuchen und lud sich gleich ohne Weiteres bei ihm zum Mittagsessen ein. Die schöne Wittwe wußte sofort, daß dieser Besuch ihr galt und machte sich auf eine dramatische Scene mit ihrem zudringlichen Verehrer gefaßt. Vorläufig ließ sie sich im Hause nicht blicken, sondern ging in den Garten, um allerhand Gemüse einzuholen und machte sich dann im Kuhstall und in der Küche zu schaffen.

Julian mußte sich damit begnügen mit Sergius Schach zu spielen, da dieser jedes andere Spiel entschieden zurückwies.

„Du bist ja furchtbar tugendhaft geworden," spottete Julian.

„Ernst, allerdings," sagte Sergius, „und es war auch die höchste Zeit diesem tollen Leben ein Ende zu machen."

„Die Bekehrung ist wohl das Werk Afthanasias."

„Ja, sie hat ihren guten Theil daran."

„Eine schöne Person."

„Sie hat noch andere Eigenschaften, welche ungleich werthvoller sind."

Julian schwieg einige Zeit, plötzlich fragte er: „Hast Du die Absicht, sie zu heirathen?"

„Ich habe noch nie daran gedacht."

„Aber ich, mein Freund," sagte Julian, „wenn ich mir es recht überlege, so wäre es nicht einmal ein dummer Streich, eine Bäuerin zur Frau zu nehmen. Unsere jungen Damen sind alle mehr oder minder verzogen, voll Launen und Grimassen, während diese Afthanasia viel gesunden Verstand hat und überdies ein gesundes Herz, und das ist die Hauptsache."

„Versuche also Dein Glück."

„Das will ich auch, wenn Du nichts dagegen hast."

„Sobald Du ehrliche Absichten hast, werde ich Dich nicht hindern," erwiderte Sergius.

So begann denn Julian Wanda während des Essens den Hof zu machen. Er benutzte jede Gelegenheit, um sie zu bedienen und ihr Artigkeiten zu sagen und da sie Alles ruhig hinnahm, als verstehe es sich von selbst, so glaubte er, sie ermuntere ihn und folgte ihr, als sie abtrug, in die Küche.

„Hier ist kein Platz für Sie," spottete Wanda.

„Nur ein paar Worte —"

„Warten Sie doch, bis ich meine Arbeit gethan habe."

Julian ging hinaus in den Hof, zündete sich eine Cigarre an und wandelte unter den Fenstern des Hauses auf und ab. Endlich kam Wanda heraus mit einer hölzernen Kanne in der Hand, ging zum Ziehbrunnen, ließ den Eimer hinab und begann ihn dann langsam heraufzuziehen.

„Laß mich," sprach Julian, der rasch herbeigekommen war.

„Für Sie schickt sich solche Arbeit nicht."

„Afthanasia," sagte Medrozki leise, „ich muß Dich sprechen. Ich habe die besten Absichten, sag' mir, wo ich Dich treffen kann?"

„Ich will Sie nicht anhören."

„Du bist nicht klug. Wenn Du mir Dein Herz schenken willst, so mache ich Dich zur Dame, ich bin entschlossen, Dich als Frau, als Herrin in mein Haus zu führen."

In diesem Augenblick nahte auf der Landstraße eine seltsame, zugleich warnende und rührende Erscheinung. Ein großes Mädchen, deren Gestalt und Züge die Spuren einer früh verblühten, hohen Schönheit zeigten, schritt barhaupt und barfuß, in einem grauen Büßergewande, ein schweres

Holzkreuz auf dem Rücken, durch den Staub der Straße. Vor dem Thore machte sie Halt und schöpfte Athem.

Wanda ging ihr entgegen und fragte sie, ob sie ihr Speise und Trank reichen dürfe.

Die Fremde schüttelte den Kopf und bat dann um etwas Wasser.

Wanda eilte die Kanne zu holen und gab ihr zu trinken. Nachdem die Unglückliche ihren Durst gelöscht, dankte sie und schleppte sich dann mühsam auf der Straße weiter.

„Magdalena," sprach Julian spöttisch.

„Die Arme hat auch wohl zu viel auf Männerwort und Männertreue vertraut," rief Wanda, „ich bin klüger, mich blendet man nicht durch schöne Redensarten."

„Bei mir sind es keine Redensarten."

„Was denn?"

„Liebe, Leidenschaft," murmelte Julian, schlang seine kräftigen Arme um Wanda und küßte sie, doch im nächsten Augenblick machte sie sich los und goß ihm das Wasser aus der Kanne über den Kopf.

„Warte nur," rief Julian, der sich wie ein Pudel, den man in das Wasser geworfen hat, schüttelte, „das sollst Du mir büßen."

„Ich fürchte mich vor Niemand," erwiderte Wanda, „und wenn Jemand hier Ursache hat, böse oder beleidigt zu sein, so bin ich es."

Als Julian fort war, kam Sergius in den Garten wo Wanda eben Bohnen las.

„Nun, wie gefällt Dir Herr Medrozki?" fragte er.

„Ganz und gar nicht."

„Du hast ihn doch bei Tische sehr freundlich angesehen."

Wanda wendete sich rasch um, blickte Sergius in die Augen und begann dann, die Arme in die Hüften gestemmt, aus vollem Halse zu lachen.

„Ich glaube," rief sie — „ich glaube —"

„Nun, was glaubst Du?"

„Daß Sie eifersüchtig sind."

„Und das macht Dir Spaß?"

„In der That, denn das würde beweisen, daß Sie in mich verliebt sind; und das wäre denn doch zu komisch."

* * *

Abends kamen wieder Gäste und diesmal vier auf einmal. Vier Herren, vier von jenen Freunden, welche einst Sergius geplündert hatten, dann mit dem Sonnenschein des Glückes verschwunden waren und nun beim ersten Lächeln Fortunas sich wieder einstellten.

„Das sind ja diese sauberen Cumpane, die meinem Herrn das Hemd vom Leibe heruntergeschmeichelt haben," rief der brave Peter aus, als sie angefahren kamen. „Das ist Pan Repski, der sogar die Haare seines Schnauzbartes dem Juden verpfändet hat, Hadkiewicz der Prahler, Verboschko der Trunkenbold und Schubin der falsche Spieler, nun werden sie wieder fuchsschwänzeln und katzenbuckeln!"

„Sperren Sie doch das Thor zu," sagte Wanda zu Boranski.

„Das geht doch nicht, liebe Afthanasia," erwiderte Sergius verlegen, „in einem Lande, wo die Gastfreundschaft noch so heilig ist, was würde man über mich urtheilen."

„Ich würde mich viel um die Meinungen von Leuten kümmern, die mich in der Noth stecken lassen und nicht im Entferntesten daran denken, mir zu helfen."

„Nur dieses eine Mal, Afthanasia,“ sagte Sergius fast bittend.

„Es sei,“ entgegnete die resolute Wittwe.

„Und Du wirst für ein Nachtessen sorgen.“

„Auch das, aber gespielt wird nicht, das sage ich Ihnen, sonst erleben Sie etwas, ich werde mit dieser Bande kurzen Prozeß machen.“

So öffnete denn Peter das Thor, und die vier Edelleute fuhren in den Hof herein, stiegen ab und warfen sich in Boranskis Arme. Repski küßte ihn sogar zweimal auf die Wangen. Dann stürmten sie in das Haus, stopften sich Boranskis Pfeifen, warfen sich auf die Divans und in die Fauteuils und begannen zu dampfen und zu debattiren.

„Du giebst uns doch einen Löffel Suppe?“ rief Schubin dazwischen.

„Und ein paar gebratene Hühner dazu,“ fügte Hadkiewicz scherzend bei.

„Hast Du wieder Wein im Keller?“ forschte Verboschko.

Es währte nicht lange, so kündigte Peter an, daß der Tisch gedeckt sei. Die Herren eilten in den Speisesaal und ein vorzügliches Nachtessen wurde aufgetragen. Wanda erschien nicht bei Tisch. Sergius fand ihr Ausbleiben klug und richtig, aber er vermißte sie so sehr, daß seine Freunde ihm um so lästiger erschienen.

Nachdem Alles verschlungen war und man sämmtliche von Peter entkorkte Flaschen geleert hatte, kehrten die Herren in den Salon zurück. Schubin zog zwei Spiele Karten hervor und legte sie auf den Tisch.

„Nein, gespielt wird nicht,“ sagte Sergius.

„Warum nicht?“

„Bist Du ein solcher Moralist geworden, seitdem Du wieder bei Gelde bist?“

„Du kannst uns doch nicht verbieten zu spielen?“

„Ich denke doch — in meinem Hause.“

„Wir können doch nicht auf der Straße spielen.“

„Wenn Du schon so strenge Grundsätze angenommen hast, so spiele nicht mit, das steht Dir frei,“ rief Schubin und gab Bank.

Die Herren setzten sich um den Tisch herum und das Spiel onze et demi nahm seinen Anfang.

Sergius saß seitwärts in einem Fauteuil, rauchte seine Pfeife und sah zu.

Es währte indeß nicht lange, so hatte Peter die Verbrecher entdeckt und entlarvt und schon stand Wanda von den Hausleuten umgeben im Hofe, einer Kriegsgöttin gleich und traf ihre Anstalten.

Plötzlich ging die Thür des Salons auf und Wanda trat mitten unter die Spieler. Sergius erhob sich und suchte sie zu besänftigen, aber sie ließ sich nicht zurückhalten. Mit der strengen Miene einer biblischen Richterin trat sie an den Tisch und legte die Rechte auf denselben, während sie die Linke in die Seite stemmte.

„Hier wird nicht gespielt,“ begann sie kurz und bündig.

Alle vier Herren blickten zugleich auf sie und blieben stumm vor Ueberraschung angesichts dieser Bäuerin, die einem Roman entstiegen zu sein schien.

„Sie meinen —“ stammelte endlich Verboschko, der zu viel getrunken hatte.

„Es darf in unserem Hause nicht gespielt werden,“ gab Wanda zur Antwort, „ich ersuche Sie, sofort aufzuhören.“

„Sergius — was sagst Du dazu?“ fragte Repski.

„Das ist köstlich," rief Schubin.

Dann lachten alle vier im Chor.

„Sie hören sofort auf zu spielen!" gebot Wanda mit funkelnden Augen.

„Wer verbietet es uns?"

„Ich."

Die Herren lachten wieder, da fuhr Wanda mit beiden Händen über den Tisch, warf die Karten zu Boden und blies die Lampe aus. Die ganze Gesellschaft blieb im Dunkeln zurück, während Wanda in den Hof hinauseilte und den Wagen der vier Herren vorfahren ließ.

„Bitte," rief sie dann spöttisch zur Thüre herein, „es ist angespannt, glückliche Reise!"

„Man jagt uns ja förmlich fort," rief Repski.

„Nein, wir gehen nicht, eher soll die Erde uns Alle verschlingen," schwor Schubin.

Indeß war Peter gravitätisch hereingekommen, hatte beide Fenster geöffnet und dann den Saal wieder verlassen.

„Noch einmal," rief jetzt Wanda von draußen herein, „befreien Sie uns von Ihrer Gegenwart, ich werde bis drei zählen und dann das Bombardement eröffnen.

„Wir weichen nicht," erwiderte Verboschko.

Da ließ Wanda die bereitstehende Feuerspritze auffahren und richtete sie selbst auf das Fenster des Salons. Ein mächtiger Wasserstrahl drang plötzlich in den dunkeln Raum herein, klatschte auf Repskis kahle Platte, peitschte Hadkiewicz und Schubin wie mit stählernen Ketten und schlug den Trunkenbold Verboschko zu Boden, der auf dem Bauche liegen blieb und jämmerlich schrie, „ich ertrinke!"

Die drei Andern ergriffen die Flucht, doch im Hofe wurden sie von neuen Regenschauern empfangen und so

blieb ihnen kein anderer Ausweg, als rasch in den leichten Wagen zu springen und davon zu jagen.

Endlich kam auch Berboschko aus dem Hause und lief, von der Feuerspritze getrieben, hinter dem Wagen her, immerfort schreiend: „Ich ertrinke, ich ertrinke!"

Ganz zuletzt zeigte sich Sergius in der Thür.

„Ich ertrinke gleichfalls," sprach er lachend. Auch er war tüchtig angespritzt worden.

„Geschieht Ihnen ganz recht," rief Wanda, „mitgefangen, mitgehangen."

* * *

Wieder war es Abend. Sergius war noch auswärts, während Wanda in der Küche beim Herd stand. Da zeigte sich ein merkwürdiges, halb unheimliches, halb lächerliches Wesen auf der Schwelle. Es war die alte Konopkowa, welche weit und breit als Widma, als Hexe galt.

„Nun," rief Peter, der eben die Gabeln und Messer putzte, ihr spöttisch zu, „bist schon lange nicht nach Kiew geritten, wie befindet sich denn etwa der Herr Satanas."

„Ich habe nichts mit ihm zu thun," erwiderte die Alte und bekreuzte sich, „bin nur etwas klüger als Ihr Alle und weiß so Manches, was Ihr nicht wißt, deshalb die üble Nachrede." Dann wendete sie sich zu Wanda. „Gott grüß' Dich, meine Schöne, zu Dir bin ich gekommen und mit Dir will ich sprechen."

Wanda hieß sie eintreten und sich setzen, dann reichte sie ihr ein Gläschen Branntwein:

„Danke, danke schön, vergelt's Gott," murmelte die Widma und grinste aus ihren zusammengeflickten Lumpen und ihrem turbanartigen rothen Kopftuch gar freundlich

heraus. „Bin gekommen, Dir meine Dienste anzubieten, mein Täubchen, meine goldene Henne.“

„Was, eine Henne?“ spottete Peter.

„Kennst Du nicht die goldene Henne, die der Czarewitsch von der Königin der goldenen Stadt bekam, die Henne die goldene Eier legt?“

„Nun, was willst Du also von mir?“ fragte Wanda.

„Ich werde Dir einen Trank bereiten,“ antwortete die Alte, indem ihre Stimme zum Flüstern herabsank, „ganz unschädlich, aber von wunderbarer Wirkung. Hast Du ein Auge auf einen Mann, so giebst Du ihm nur sieben kleine Tropfen davon in sein Getränk, und er wird von Leidenschaft für Dich entflammt, muß Dir überall hin folgen, ja, gehört ganz und gar Dir wie ein Sklave, den Du Dir gekauft hast.“

Wanda lächelte. „Ich danke Dir,“ sprach sie, „ich habe diesen Liebestrank nicht nöthig.“

„Nicht nöthig?“ murmelte die Alte, „um so besser. Freilich, wenn man so von Gott begabt ist, wie Du, gleich einer Sultanstochter, einer Fee, einer Rußalka, dann bedarf man solcher Dinge nicht.“

So leise die Alte gesprochen, Peter hatte es doch verstanden, und als er die Messer und Gabeln in den Credenzschrank legte, fand er es nöthig, seinen Herrn zu warnen.

Sergius lachte. „Wenn es auch richtig wäre, mit dem Liebeszauber,“ sagte er, „Deine Warnung käme jedenfalls zu spät, guter alter Freund. Die hat mich schon am ersten Tage behext mit ihren schwarzen Augen.“

Nach dem Nachtessen, als es vollkommen dunkel war, kam ein jüdischer Knabe aus dem Dorfe gelaufen und bat

Wanda, sofort zu Charka Sternglanz zu kommen, welche schwer erkrankt sei.

Wanda zog rasch ihren Lammpelz über und folgte dem Boten. In der Dorfstraße an einer einsamen Stelle, wo rechts eine Lehmmauer war und links eine Wiese, hielten zwei Reiter. Der eine sprang jetzt vom Pferde und schloß Wanda in seine kräftigen Arme. „So,“ rief er „jetzt gehörst Du mir!“

Es war Julian. Zugleich hatte der Reitknecht die Pferde dem Knaben übergeben und kam ihm jetzt zu Hilfe

„Lassen Sie mich los,“ sprach Wanda, „oder ich rufe die Leute herbei.“

„Wie Du willst,“ erwiderte Julian. Alles Sträuben und Wehren half nichts; Wanda wurde rasch bewältigt auf das Pferd gehoben und dann ging es im Galopp davon. Sie rief um Hife, aber ehe die Bauern aus ihren Hütten hervorkamen, waren die Reiter schon in's Freie gelangt und sprengten über Stock und Stein nach Barotschin, dem Gute Julians.

„Sie sind ein Elender!“ rief Wanda und traktirte Julian zornig mit ihrer kleinen Faust, „warten Sie nur, das werden Sie mir büßen.“

„Nur zu,“ erwiderte Julian, „ich liebe die Amazonen, die schönen, die grausam sind und tapfer.“

Die Nacht war hell. Wanda sah die Stoppelfelder, die Ziehbrunnen, die kleinen Birkenhaine, die Tannen des Forstes wie im Sturme vorüberjagen, die Erde seufzte unter den Hufen der Pferde, die Brücken donnerten, die Steine der Landstraße stoben Funken.

Endlich zeigte sich die Kirche von Barotschin, fünf Kuppeln, die über den Lindenbäumen erglänzten, dann tauchten die Strohdächer des Dorfes aus dem dichten

Laub der Obstbäume hervor, und jetzt stand der Edelhof vor ihnen, mit seinem rothen Ziegeldach, seinem kleinen Thurm und den grünen Jalousien. Zwei Fenster waren erleuchtet, das Thor stand offen.

Man erwartete sie offenbar. Julian sprengte mit ihr im Arme durch den Thorweg in den Hof, wie der gespenstige Bräutigam mit der schönen Leonore, dann fiel das Gitter hinter ihnen zu, und zwei Diener nahmen Wanda in Empfang, während Julian aus dem Sattel sprang und nach seiner Tante fragte.

„Die Gnädige ist im Speisesaal,“ lautete die Antwort.

„Komm,“ sprach Julian zu der Entführten und gab ihr ein Zeichen, voranzugehen. Sie stieg die Stufen empor und ging durch den Corridor.

„Hier,“ sagte Julian und öffnete eine Thür. Sie traten ein, und Wanda sah sich einer alten, würdig aussehenden Dame gegenüber, die mit ihrem Strickstrumpf vor der Lampe saß und sie aus ihrer altmodischen weißen Haube heraus verwundert ansah.

„Ich bringe Dir das schöne Mädchen,“ begann Julian, „von dem ich Dir schon sprach.“

„Mit Gewalt, gnädige Frau,“ unterbrach ihn Wanda. „Ihr Neffe —“

„Mein Gott! Ein kleiner Scherz.“

„Schweigen Sie,“ herrschte ihm die schöne Wittwe zu und stampfte mit dem kleinen Fuß auf. „Ihr Neffe hat mich entführt.“

„Was muß ich hören?“ rief Frau Medrozka, indem sie vor Schrecken den Strickstrumpf fallen ließ, „was für neue tolle Streiche? Bist Du denn unverbesserlich?“ Dann erhob sie sich, nahm Wanda bei der Hand, und indem sie ihr die Wangen streichelte, fuhr sie fort: „Fürchte nichts,

mein Kind, Dir soll kein Unrecht und keinerlei Zwang widerfahren. Du stehst jetzt unter meinem Schutze und überdies ist Julian nicht so schlimm, als er Dir erscheinen mag."

„Ich danke Ihnen," sagte Wanda, „aber ich werde niemals ungestraft dulden, daß man meine Freiheit beschränkt. Ich bin hier gegen meinen Willen, und ich will keine Stunde unter diesem Dache bleiben."

„Beruhige Dich nur," sprach die Tante, „und Du, Julian, sag' mir, was Du eigentlich vorhast?"

„Was ich vorhabe?" rief Julian, „ich will diese Närrin, die mich auch zum Narren gemacht hat, zur Frau nehmen."

„Phantasien!"

„Mein voller Ernst," fuhr Julian fort, „ich werde ihr nichts in den Weg legen und sie in keiner Weise belästigen, aber ich wünsche, daß sie in diesem Hause bleibt."

„Niemals," entgegnete Wanda.

„Darauf bestehe ich," sagte Julian, „meine gute verständige Tante soll mir den kleinen Wildfang erziehen, und ich selbst will Zeit und Gelegenheit haben, um ihre Liebe, ihr Herz zu gewinnen."

„Auf diese Manier werden Sie nur meinen Haß und meine Verachtung davontragen," sprach Wanda.

„Hört mich an, Beide," versetzte jetzt Frau Medrozka. „Du, meine Schöne, gieb ihm etwas nach und bleibe hier, sagen wir — bis Morgen Abend. Das kostet Dir doch nicht das Leben und Julian, wenn er erst seinen Willen erfüllt sieht und sich beruhigt hat, wird einsehen, daß er einen Knabenstreich begangen hat und Dich ruhig ziehen lassen."

„Gut," erwiderte Wanda, „ich will bleiben, aber unter der Bedingung, daß Sie mich vor diesem Narren und seinen Tollheiten sichern."

„Ja, ein Narr ist er," sagte die Tante, „doch das soll Dir weiter keinen Schaden bringen. Du wirst ein Zimmer haben, unmittelbar neben dem meinen, und ich bürge mit meiner eigenen Ehre dafür, daß er Dich hier unter diesem Dache mit keinem Worte beleidigen soll."

„Beleidigen!" rief Julian, „ich vergöttere sie ja, ich gehe morgen zum Pfarrer mit ihr, sobald sie nur will."

„Wir werden ja sehen," sagte Frau Medrozka, „willst Du etwas nehmen, mein Kind?"

„Ich danke, ich habe schon zur Nacht gegessen."

„Gut, dann setze Dich zu mir, wir wollen plaudern, bis es Zeit ist zur Ruhe zu gehen."

* * *

Als Wanda von der alten Dame in ihr Zimmer geführt wurde, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken. Man behandelte sie hier trotz ihren Bauernstiefeln und ihrem Schafspelz als Dame. Die Einrichtung war elegant, ja kokett, es war sogar eine Chaiselongue da und eine Psyche, und vor dem Bett war ein Teppich aus Fuchsfell ausgebreitet.

Die kluge Frau unterrichtete sich vor Allem von der Sachlage. Sie beruhigte sich schon, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie Thür an Thür mit Frau Medrozka schlief und daß sich ein Schlüssel an der Thür befand, als sie noch überdies entdeckte, daß die Stube zwar im ersten Stock lag, aber die Fenster keine Gitter hatten, hätte sie laut auflachen mögen vor Freude.

So war sie denn gefangen und doch frei, und sie war entschloßen von dieser Freiheit sofort Gebrauch zu machen.

Nachdem die alte Dame ihr das Kreuz auf die Stirne gemacht, sie auf die Wange geküßt und dann verlassen hatte,

drehte Wanda den Schlüssel um und überlegte. Sie wollte abwarten, bis Alles im Hause schlief und dann versuchen durch den Hof in den Garten und von hier in das Freie zu gelangen. Um Jene, welche sie vielleicht bewachten oder beobachteten, zu täuschen, ließ sie das Licht einige Zeit brennen, zog dann Pelz und Stiefel aus, legte sich auf das Bett und verlöschte die Kerze.

Sie hörte noch einige Zeit die alte Dame hüsteln, und Julian, es konnte Niemand anderes sein, unten im Erdgeschoß auf und abgehen. Dann wurde es stille, doch bald hörte sie den Kies unter ihren Fenstern knirschen und das freudige Gebell eines Hundes. Bald entfernte sich auch dieses Geräusch. Die dunklen Fenster hatten offenbar ihre Schuldigkeit gethan.

Wanda wartete noch einige Zeit, dann zog sie Stiefel und Pelz leise wieder an, schlug den Vorhang des einen Fensters zurück und setzte sich an dasselbe, um nicht vom Schlafe überrascht zu werden.

Jetzt herrschte im Hause, wie im weiten Gefilde ringsum jene heilige Stille der Nacht, die uns so wehmüthig, so feierlich und zugleich so friedlich stimmt. Auf den Arm gestützt, blickte die schöne Frau hinaus auf die dunklen Bäume, den von flimmernden Sternen übersäeten Himmel und die weite im silbernen Nebel schimmernde Fläche.

Von Zeit zu Zeit sah sie auf die Uhr, die sie unter ihrem Bauernmieder verborgen trug.

Sie dachte viel in diesen einsamen Stunden, sie dachte über sich, über ihr freudenloses Leben nach und über die romantische Grille, welche sie in das Haus Boranskis geführt hatte.

War es diesmal das ersehnte Glück, das ihr winkte? Sie wußte es nicht, aber das wußte sie, daß sie Sergius

liebte mit der ganzen Wärme ihrer kräftigen, ehrlichen Seele und daß diese Liebe ihr mit einem Male die Welt so schön erscheinen ließ, wie sie dieselbe einst in ihren Mädchenträumen geschaut.

Eine Stunde war vergangen und eine zweite. Jetzt galt es zu handeln.

Wanda stand auf, öffnete die Thüre und schlich leise wie auf den Sammtpfoten eines Kätzchens die Treppe hinab. Sie kam glücklich bis zur Ausgangsthüre, aber diese fand sie gesperrt. Auf diesem Wege war also an ein Entkommen nicht zu denken. Auf dem Rückwege kam sie an dem Speisesaal vorüber, dessen Thüre offen stand. Sie schlich bis an das Fenster und fand es vergittert.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie hier eine Trophäe aus verschiedenen Waffen bemerkt hatte. Sie fand dieselbe richtig, bemächtigte sich zweier Pistolen, überzeugte sich, daß sie geladen waren, ließ sie in die Taschen ihres Pelzes gleiten und kehrte leise und behutsam in ihre Stube zurück.

Nachdem sie die Thüre hinter sich abgesperrt hatte, begann sie die Leintücher zusammenzuknüpfen, öffnete dann leise das Fenster, band das eine Ende der improvisirten Strickleiter an dem Fensterkreuz fest und ließ sich so glücklich zur Erde herab.

Mit aller Vorsicht schlich sie durch den Garten bis zu dem Zaun, schwang sich über denselben und begann dann, so rasch sie nur konnte, zu laufen. Sie nahm nicht die Richtung nach dem Gute Boranskis, sondern nach dem ihren, denn sie sagte sich mit Recht, daß man sie, sobald ihre Flucht entdeckt würde, auf allen Wegen, die nach dem ersteren führten, verfolgen würde, während sie hier Niemand suchen werde.

Sie gelangte auch in der That glücklich bis zu ihrem kleinen Schlosse, weckte ihre Leute, welche erstaunte Gesichter machten und schlief nach langer Zeit wieder eine Nacht unter dem blauseidenen Himmel ihres prächtigen Schlafgemaches, bewacht von dem riesigen Eisbären, dessen Kopf und Fell zu ihren Füßen lagen.

* * *

Sergius erwartete Wanda bis gegen Mitternacht, dann begann es ihm bange zu werden, und endlich konnte er es nicht länger aushalten, er nahm seine Mütze und seine Flinte und ging zur Schenke.

Charka, welche die Hände in den pelzgefütterten Aermeln ihrer Kazabaika versteckt, hinter dem Schenktisch eingenickt war, schrak empor, als Boranski sie auf die Schulter klopfte, und sie erschrak zum zweiten Male, als er sie um Afthanasia fragte.

„Sie ist heute gar nicht hier gewesen."

„Sie haben doch um sie geschickt?"

„Ich — wen?"

„Den kleinen Chaim."

„Oh, das war eine Falle, die ihr Herr Medrozki gestellt hat", rief Charka aus, „ich wette, er hat sie entführt, er ist einer solchen Tollheit fähig. Kommen Sie."

Sie lief voran zum Hause, wo Chaims Eltern wohnten, und Sergius folgte ihr mit klopfenden Herzen. Es war nicht leicht, die Schläfer zu erwecken, endlich steckte Chaims Vater den Kopf zum Fenster heraus und öffnete. Chaim wurde aufgeweckt und in's Verhör genommen, er erzählte ohne Umschweife, was sich zugetragen hatte.

Nun kannte Boranskis Aufregung keine Grenzen. Er eilte nach Hause, ließ alle Pferde satteln, hieß alle seine Leute sich bewaffnen, steckte einen Revolver zu sich und ritt eilig nach Barotschin.

Es war zwei Uhr Morgens, als Peter hier an das Thor pochte. Das ganze Haus gerieth in Alarm.

„Macht auf," schrie der Alte, „macht auf, Frauenräuber, sonst zünden wir Euch das Dach über dem Kopfe an."

Frau Medrozka kam zitternd in das Zimmer ihres Neffen, der sich eben ankleidete. „Nun haben wir die Bescheerung," rief sie, „die Gensdarmen sind vor dem Thore."

„Was Gensdarmen?" erwiderte Julian, „das ist Sergius mit seinem alten Diener." Er öffnete das Fenster. „Wer ist da?" fragte er.

„Ich — Boranski."

„Was willst Du — mitten in der Nacht?"

„Ich suche Afthanasia, die Du entführt hast."

Julian schloß das Fenster und klopfte an die Thüre, hinter der er Wanda in tiefem Schlaf vermuthete. Als sie nicht antwortete, versuchte er die Thüre zu öffnen, endlich erbrach er dieselbe, er war bereits außer sich vor Wuth. Da zeigte es sich, daß der Vogel ausgeflogen war.

Indeß hatten die Diener auf Befehl der alten Dame das Thor geöffnet, und Sergius drang mit seinen Leuten ein.

„Mein Ehrenwort, daß Afthanasia nicht hier ist," rief Julian, der ihm entgegen kam.

„Für Dein Ehrenwort giebt der Jude keinen Kreuzer."

„Ja, sie war hier," sagte jetzt die Tante, „und ich schwöre Ihnen, daß ich sie selbst unter meinen Schutz genommen hatte, um den Narrenstreich Julians gut zu machen.

In der Nacht ist sie jedoch entflohen, überzeugen Sie sich selbst.“

Sergius stieg die Treppe hinauf, sah das offene Fenster und das Leintuch, das am Fensterkreuz hing und mußte nun wohl glauben, was man ihm versicherte.

„Dein Benehmen ist kindisch und beleidigend,“ begann jetzt Julian.

„Du willst noch den Beleidigten spielen?“ unterbrach ihn Sergius heftig, „ich kenne Deine Grundsätze, Deine Begriffe von Ehre, Du hast Dich wie ein Straßenräuber benommen und ich werde Dich dafür zur Rechenschaft ziehen.“

„Sehr angenehm.“

„Ich werde Dir noch heute meinen Secundanten senden.“

„Jesus Maria!“ rief die gute alte Dame und sank vernichtet in einen Stuhl.

Sergius stieg wieder zu Pferde und kehrte nach Hause zurück, seine Leute durchstreiften die Gegend. Asthanasia war noch nicht heimgekehrt und nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken.

„Wenn ihr nur kein Unglück zugestoßen ist,“ seufzte Sergius.

Peter saß auf den Stufen vor dem Hause, den Kopf in die Hände gestützt und begann laut zu schluchzen.

Wieder stieg Sergius zu Pferde und suchte die Felder und Haine ab und wieder kehrte er unverrichteter Sache zurück.

Er schrieb jetzt ein paar Zeilen und sendete einen Diener damit zu Herrn von Brestowski. Er bat ihn, sein Secundant zu sein und das Nöthige zu veranlassen, damit die Begegnung mit Julian am folgenden Morgen stattfinden könne. Und wieder schwang er sich in den Sattel und

ritt bis Barotschin. Diesmal untersuchte er genau die Stelle, wo Asthanasia über den Zaun gesprungen war und sagte sich: „Sie war klug genug, nicht nach Hause zu gehen. Um ihren Verfolgern zu entgehen, hat sie die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Dort liegt das Schloß ihrer Milchschwester, der Frau Wanda Pawlikoff. Dort ist sie, wie konnte ich nur zweifeln."

Er ritt langsam auf der Straße dahin. Es war acht Uhr Morgens, als er vor dem kleinen Schlosse anlangte und in demselben Augenblick steckte Wanda, in eine purpursammtene mit Hermelin besetzte Jacke geschmiegt, den Kopf zum Fenster heraus.

„Sie hier?" rief sie frohlockend, „wer hat Ihnen denn erlaubt mich bis hierher zu verfolgen?"

„Gottlob, daß Du nicht todt bist," erwiderte Sergius, „ich habe eine entsetzliche Angst um Dich ausgestanden. Ich habe Dich die ganze Nacht gesucht."

„Sie waren in Barotschin?"

„Natürlich."

„Das sieht Ihnen ähnlich."

„Aber Du siehst ja wie eine Königin aus!"

„Bah! Die Jacke gehört meiner Milchschwester, für mich ist Lammfell auch gut genug."

„Für Dich," rief Sergius, „ist nichts gut genug. Aber komm' doch herab, ich kann es nicht erwarten, Dich — Dich —"

„Was?"

„Dich auszuzanken."

„Also gedulden Sie sich zehn Minuten."

Wanda verschwand und ehe noch die zehn Minuten um waren, trat sie in ihrem Bauernanzug aus dem

Schloßthor und reichte Sergius die Hand, die er mit Küssen bedeckte.

„Herr Boranski, was wird man von uns denken.“

„Ach, ich kann nicht anders, mein Herz ist zu voll.“

Er hob sie hierauf auf sein Pferd und ging nebenher, das Thier am Zügel führend und auf dem Wege erzählten sie sich gegenseitig die Schicksale und Abenteuer dieser Nacht und scherzten und lachten gleich zwei ausgelassenen Kindern.

Vor dem Thore stand Peter, als sie ankamen, und hätte Wanda beinahe umarmt und geküßt, so gerührt war er über ihre glückliche Rückkunft. „Was aber diesen sauberen Herrn anbelangt,“ rief er, „mit dem werde ich schon abrechnen.“

Gegen Mittag kam Brestowski, dann die Schenkwirthin, welche geheimnißvoll mit Wanda sprach. Plötzlich trat diese aufgeregt in Boranskis Stube und begann mit bebender Stimme: „Sie wollen sich schlagen.“

„Wer sagt das?“

„Charka, in deren Schenke die Secundanten sich begegnet sind. Morgen um sechs Uhr ist das Duell.“

„Du weißt mehr als ich.“

„Sie werden sich nicht mit Medrozki schlagen, ich will es nicht, ich gebe es nicht zu.“

„Höre, Afthanasia — ich nehme gern Deinen Rath in Allem an — aber hier — ist meine Ehre im Spiel.“

„Ihre Ehre?“ rief Wanda, die ungeduldig auf und abging, „was hat Ihre Ehre mit den Knabenstreichen Julians zu schaffen? Sie werden Ihr Leben nicht dieses Taugenichtses wegen auf's Spiel setzen.“

„Es handelt sich um Dich,“ erwiderte Sergius, „er hat Dich beleidigt —“

„Und das soll eine Genugthuung sein für mich, wenn Sie ihn erschießen oder wenn er Sie tödtet?“ rief Wanda, „nein, bringen Sie mir ihn, sodaß ich ihn selbst bestrafen kann, das wäre eine Genugthuung.“

„Wir sind nicht in der Türkei.“

„Herr Boranski,“ sprach jetzt Wanda plötzlich sanft und die Augen voll Thränen, „ich bitte Sie, schlagen Sie sich nicht, ich sterbe vor Angst.“

Sergius hatte ihre Hände ergriffen und sah sie zugleich erstaunt und glücklich an. „Du bist gut, Afthanasia,“ sagte er, „und Du hast mehr Herz für mich, als ich es verdiene, aber hier kann ich nicht anders handeln, ich würde von allen ehrenhaften Männern verachtet werden, ich muß mich duelliren, ich muß!“

Wanda sagte kein Wort mehr, sie lächelte sogar heimlich, als sie Boranski verließ. Ihr Entschluß war gefaßt.

Sie berieth noch in derselben Stunde mit der alten Konopkowa, der Dorfhexe, und begann mit Hilfe derselben einen gar seltsamen Trank zu brauen, während Peter sich Abends auffallend viel mit den Uhren im Hause zu schaffen machte.

Nachdem Sergius zur Nacht gegessen und den Thee genommen hatte, wurde er von einem lethargischen Schlafe übermannt und ging schon um 9 Uhr zur Ruhe, vorher hatte er jedoch Peter strengstens aufgetragen, ihn um 5 Uhr Morgens zu wecken.

„Ich werde nicht verfehlen,“ erwiderte der Alte, als aber sein Herr fest schlief, stellte er dessen Uhr, die auf dem Nachttisch lag, um volle zwei Stunden zurück.

* *
*

Als Julian Medrozki, der Nachts von einem heiteren Gelage in der Kreisstadt zurückkam, durch das Dorf ritt, begegnete er Gruppen von Bäuerinnen, welche die Sense auf der Schulter, den Kantschuk in der Hand, dahinzogen. Die Fenster der Schenke waren noch beleuchtet, und in der offenen Thür stand Charka Sternglanz mit ihrer funkelnden Stirnbinde, die Hände behaglich in den Aermeln ihrer Pelzjacke verborgen. Sie erwartete ihn.

„Gnädiger Herr," rief sie schon von Weitem, und als er anhielt, kam sie rasch bis zu ihm, und die Hand auf seinem Steigbügel, lächelte sie ihn verschmitzt an.

„Was hast Du?" fragte Julian.

„Gute Botschaft," flüsterte die Schenkwirthin, „einen Gruß von der schönen Afthanasia."

„So. Was will sie von mir?"

„Sie will nicht, daß die Herren sich um Ihretwillen schlagen. Sie ist besorgt um Ihr Leben."

„Bah, das Duell muß stattfinden, daran ist nichts zu ändern."

„Jedenfalls will sie mit Ihnen sprechen," fuhr Charka fort, „sie erwartet Sie."

„Wo?"

„Jetzt, oben bei dem Kreuze, wo sich die Wege theilen. Die Arme sitzt wohl schon zwei Stunden dort oder mehr."

„Ah!" murmelte Julian vergnügt, „ist die wilde Katze endlich zahm?"

„Es scheint," sagte Charka, „Sie haben nun einmal ein ganz besonderes Glück bei den Frauen."

Julian strich seinen Schnurrbart, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon.

Bei dem Kreuze saß eine weibliche Gestalt in Bauernkleidern, das Kopftuch über das Gesicht gezogen. Julian stieg ab, band sein Pferd an einen Birnbaum, der in der Nähe stand uud näherte sich der Harrenden.

„Nun, meine Schöne," begann er, „Du hast eine Unterredung von mir verlangt, was hast Du mir zu sagen?"

Die Gestalt unter dem Kreuze regte sich nicht und blieb stumm.

„Was hast Du?" fuhr Julian fort, „Du hast keine Ursache, Dich zu schämen. Ich habe doch die besten Absichten, wie Du weißt, sprich also."

Wieder keine Antwort, dagegen regte es sich in den Haselnußbüschen, die jenseits der Straße standen und denen Medrozki den Rücken kehrte. In dem Augenblick, wo er den Kopf wendete, kamen drei Bäuerinnen zu Pferde hervor, voran Wanda in ihrem Lammpelz, das rothe Tuch um den Kopf gewunden, die rothen Stiefel an den Füßen, an eine scytische Amazone mahnend. Ehe Julian noch verstand, um was es sich handelte, hatte sie ihm nach Kosakenart die Schlinge über den Kopf geworfen.

Alle drei stießen zugleich einen lauten Jubelruf aus, Julian war ihr Gefangener. Während Wanda in leichtem Galopp davonritt und den besiegten Feind hinter den Hufen ihres Pferdes herzulaufen zwang, trieben ihn die beiden Bäuerinnen mit ihren Kantschuks dem Walde zu, das Knallen der letzteren mit Scherzen und ausgelassenem Gelächter begleitend.

„Er nimmt sich gut aus, der Sünder," rief Amadora Besboroska, eine frische Blondine in einer kurzen blauen mit weißem Pelz besetzten Jacke, „nun muß er Mazur tanzen nach dem Takt, den wir schlagen."

„Wißt Ihr, wie er aussieht,“ spottete Nikolaja Glewitschin, „wie eine Krähe, der man die Flügel abgeschnitten hat und die nun so auf einem Bein vor sich hin hüpft.“

„Nein,“ fiel Wanda ein, sich im Sattel wendend und das hübsche, fröhliche Gesicht dem Verrathenen, Ueberlisteten zugekehrt, „nein, er gleicht vielmehr einem Kälbchen, das man zur Schlachtbank führt.“

„Ja, einem Kälbchen, das der Schlächter am Strick vorwärts zerrt,“ sagte Nikolaja.

„Und es geht ja in der That zur Schlachtbank,“ bekräftigte Amadora.

Sie holten jetzt einen Trupp Frauen und Mädchen ein, die gleichfalls singend dem Walde zuzogen. Jetzt war keine Gefahr mehr, daß der Gefangene entkommen konnte, und so ließ Wanda ihr Pferd im Schritte gehen.

„Was habt Ihr mit mir vor?“ fragte Julian, nachdem er Athem geschöpft.

„Nichts Gutes,“ erwiderte Nikolaja, deren dunkles Zigeunergesicht drohend aus dem Rahmen des weißen Kopftuches hervorblickte und deren schlanke Gestalt durch die blutrothe Suckmana, welche sie trug, etwas Henkermäßiges bekam.

„Du hast lange genug Dein Unwesen getrieben,“ sagte Amadora.

„Lange genug die Frauen und Mädchen zum Besten gehabt,“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Was wir mit Dir vorhaben?“ sprach Wanda, „wir werden nach alter, guter Sitte Gericht über Dich halten.“

Julian erbebte, er hielt sich für verloren, er war überzeugt, daß es ihm diesmal an das Leben ging. Die Selbsthilfe liegt nur zu sehr im kleinrussischen Charakter, und die Fälle von Lynchjustiz sind gar nicht so selten in

Galizien. Es war vor Kurzem erst geschehen, daß die Bauern von Naisaczow sieben Diebe in einem Bauerngericht verurtheilt und auf der Stelle erschlagen hatten.

„Ihr könnt Rache an mir nehmen," sagte er nach einer Weile, „aber Ihr habt kein Recht mich zu richten!"

„Wer fragt Dir gegenüber nach dem Recht," entgegnete Amadora.

„Wir haben Dich endlich in unserer Gewalt," sagte Nikolaja, „und nun sollst Du uns Alles büßen, was Du seit Jahren verbrochen hast, Frauenjäger, Mädchenfänger."

Schon näherten sie sich dem Walde.

„Gut, ich will Buße thun," sagte Julian, er streckte bereits die Waffen.

„Wo? — im Kloster?" riefen mehrere Stimmen.

„Dann müßte es ein Frauenkloster sein!" fügte Amadora lachend hinzu.

„Ich will Alles gut machen," begann Medrozki von Neuem.

„Schweig," schrie ihn Nikolaja an, „warte, bis man Dich befragt."

* * *

Auf einer mäßig großen Waldwiese erwarteten mehr als hundert Bäuerinnen, Frauen und Mädchen aus den benachbarten Dörfern den Verbrecher. Sie lagerten um die großen Feuer, welche sie angezündet hatten und mit Reisig und dürren Blättern unterhielten. Einige waren mit Flinten bewaffnet, andere mit Sensen oder Heugabeln, die Mehrzahl trug Haselnußstöcke oder Kantschuks in den Händen und Alle waren in ihrem Festtagsgewand. Die bunten Perkalröcke rauschten, die farbig gestickten Hemden

bauschten sich über den zierlichen Miedern, Korallen und Glasperlen, Reihen von Silber- und Goldmünzen umgaben den Hals und bedeckten die Brust. Alle hatten hohe Stiefel, meist von weichem, faltigen Saffian, man sah schwarze, rothe, gelbe, blaue und grüne. Die Meisten hatten ihre buntgestickten, weißen Schafspelze übergezogen, doch man sah auch manchen Sierack von braunem, schwarzem oder grauem ungeschorenen Tuch mit rothen Schnüren ausgenäht, manche Sukmana von feinerem Stoff und hie und da eine Jacke mit Fuchs oder Iltis besetzt.

Als Wanda den Gefangenen brachte, erhoben sich Alle, diese kräftigen, meist hübschen Frauen und begrüßten ihr Opfer mit einem wilden Jubel, der an die von Menschenschlächtereien begleiteten Feste der Neger Centralafrikas mahnte.

Nachdem Amadora und Nikolaja den unglücklichen Julian an eine Birke gebunden hatten, welche einsam mitten auf der Blöße stand, umgaben ihn die Bäuerinnen in einem weiten Kreise. Wanda sprang vom Pferde und nahm Julian gegenüber in der Mitte dieses Kreises auf einem umgehauenen Baumstamm Platz, der einen natürlichen, bequemen Sitz bot.

„Das Gericht nehme seinen Anfang," sprach sie, „wer eine Klage oder Beschwerde hat, der trete heraus und bringe sie vor."

Sofort erhoben sich fünfzig Hände.

„Eine nach der andern," sagte Wanda.

Auf ihren Wink trat ein großes, schönes Mädchen vor, in einem Halbpelz von schwarzem Lammfell, ein blaues Tuch gleich einem Turban um den stolzen Kopf geschlungen.

„Wie nennst Du Dich?"

„Graschina Modelska."

„Deine Klage.“

„Erlaßt mir zu wiederholen, was mich und ihn beschämen muß,“ sprach sie mit edlem Anstand, „er kann nicht leugnen, daß er sich schwer an mir versündigt hat.“

„Wozu diese Umstände,“ murmelte Julian, „wenn Ihr jeden albernen Roman, in den ich verflochten bin, hier wiedererzählen wollt, braucht Ihr eine Woche, ehe ihr zum Spruche kommt. Ihr wißt Alle, was ich gethan habe, findet ihr mich strafbar, so richtet mich, verurtheilt mich, aber ohne viele Umschweife.“

„Du hast es furchtbar eilig in das Höllenfeuer zu kommen,“ rief Amadora.

„Er hat Recht,“ sagten mehrere Andere.

„Wir wissen Alle, daß er schuldig ist,“ versetzte Graschina.

„Richtet ihn,“ sagte Nikolaja, „beeilt Euch, sonst überrascht uns der Morgen.“

„Alle kennen die Handlungen, um deretwillen wir ihn vorgeladen haben?“ fragte Wanda.

Ein hundertstimmiges Ja gab Antwort.

„Wer ihn schuldig findet, erhebe die Hand.“

Alle Hände erhoben sich, Julian war verurtheilt.

„Nun das Urtheil, was soll mit ihm geschehen?“

„Hängt ihn auf!“

„Laßt ihn Spießruthen laufen,“ schlug Amadora vor, „bis er den Geist aufgiebt.“

„Man soll ihn bis an den Hals eingraben,“ rief Nikolaja, „und ihm dann den Kopf mit der Sense abmähen.“

„Nein, nein,“ widersprachen Andere, „das währt zu kurz, wir werden auf ihn schießen, wie auf eine Scheibe.“

„Federt ihn und bindet ihn dann an den Schwanz eines Pferdes.“

„So viel Richter, soviel Urtheile," sagte Wanda lächelnd, „wir wollen erst berathen und dann abstimmen. Die Mehrheit soll entscheiden."

Julian, der bereits alle seine Sünden reichlich abgebüßt hatte, denn er fühlte so zu sagen den Strick um den Hals, warf sich in diesem Augenblick auf die Knie und bat um Gnade. Wanda würdigte ihn nur eines spöttischen Blickes, keiner Antwort und trat mit den Anderen bei Seite, um über sein Schicksal zu entscheiden.

Während sie leise berathschlagten, begannen Einzelne bereits das Rächerwerk.

Graschina ging auf Julian zu, faßte ihn beim Haar und rasirte ihm in wenigen Augenblicken den Kopf so kahl wie einem Tartaren.

Lautes Lachen begleitete den barbarischen Scherz.

Nikolaja folgte dem gegebenen Beispiel und rasirte ihm den Bart, jedoch nur auf einer Seite, wie es die Russen 1831 den polnischen Gefangenen gethan.

Amadora machte sich eben bereit, ihm die Ohren abzuschneiden, als Wanda noch zu rechter Zeit zurückkehrte und Julian vor dem Schlimmsten bewahrte.

„Dein Urtheil ist gesprochen," sagte sie, „Du unterzeichnest diese Schrift hier, oder Du sollst Spießruthen laufen."

„Was soll ich unterschreiben?" fragte Julian erleichtert.

„Du sollst Dich mit Ehrenwort und Eid verpflichten, fortan die Frauen und Mädchen unserer Gegend in jeder Beziehung in Ruhe zu lassen, an Keiner, die hier über Dich gerichtet, Rache zu nehmen und Dich binnen Jahresfrist zu verheirathen."

„Gut."

„Das Duell mit Herrn Boranski findet nicht statt. Es ist überflüssig, da ich mir selbst Genugthuung verschafft habe.“

„Auch gut.“

„Also unterschreibe.“

Die Schrift wurde auf dem Rücken Nikolajas ausgebreitet, und Julian unterschrieb.

„Und merke Dir,“ schloß Amadora, „der geringste Wortbruch, und jede von uns hat das Recht, Dir die Ohren abzuschneiden, oder Dich um einen Kopf kürzer zu machen, denn das Urtheil bleibt aufrecht.“

„Ja, das Urtheil bleibt aufrecht,“ bekräftigten die Anderen.

„Und dann keine Gnade,“ rief Nikolaja, während sie wild und lustig den Kantschuk schwang.

* *
*

Es war Mittag, als Sergius erwachte. „He! Peter!“ rief er, indem er sich die Augen rieb, „es ist wohl Zeit aufzustehen?“

„Ja, es ist Zeit.“

„Ist Herr Brestowski hier?“

„Ja, er ist hier.“

„Was für Wetter?“

„Es schneiet seit ein paar Stunden.“

Sergius, der sich rasch angekleidet hatte, blickte zum Fenster hinaus. Ein dichter weißer Vorhang aus flimmernden Flocken machte jeden Ausblick unmöglich.

„Bei diesem Sturm und Gestöber kann man sich unmöglich schlagen,“ murmelte Sergius.

„Mach Dir keine Sorgen,“ spottete Brestowski, der jetzt, einen Tschibuk schmauchend, eintrat.

„Das Essen ist aufgetragen," meldete Wanda mit einem spitzbübischen Lächeln.

„Das Essen?" rief Sergius, „wie spät ist es denn?"

„Mittag!"

„Mittag — Oh! — Ihr habt mich also zum Besten gehalten."

„Wer würde dies wagen," erwiderte Wanda," aber da ich die Beleidigte war, so habe ich mich selbst mit Herrn Medrozki geschlagen."

Man ging zu Tisch und Wanda erzählte unter allgemeiner Heiterkeit die dramatischen Vorfälle der vergangenen Nacht. Zuletzt legte sie die von Julian unterzeichnete Schrift auf den Tisch, und nun konnte Niemand mehr daran zweifeln, daß sie den Don Juan zur Rechenschaft gezogen und sich in einer grausam-lustigen Weise an ihm gerächt habe, denn sie gestand jetzt, daß Alles im Voraus verabredet war, bis auf das Ohrenabschneiden von Seiten Amadoras.

„Ich möchte ihn sehen, mit seinem kahlen Kopf," sprach Brestowski.

„Oh! Der versteckt sich mindestens einen Monat lang vor der Welt!" rief Sergius, „er war gerade so eitel auf seine Haare, der Geck."

Alle begannen von Neuem zu lachen.

Es dämmerte bereits, als Brestowski Abschied nahm, und Sergius endlich mit Wanda allein war.

„Komm! setz' Dich zu mir," sprach er, „ich habe mit Dir zu reden."

„Das trifft sich gut," gab sie mit einem Lächeln um die vollen rothen Lippen zur Antwort, „denn auch ich habe mit Ihnen zu reden."

Sie nahm in dem einen Lehnstuhl beim großen Ofen Platz, während Boranski sich ihr gegenüber setzte und sie ansah. Lange Zeit schwiegen Beide. Draußen wirbelte der Schnee, Frostblumen schimmerten an den Scheiben, im Rauchfang heulte der Wind. In dem weiten Gemach herrschte ein trauliches Halbdunkel. Im Ofen prasselte ein mächtiges Feuer, dessen Widerschein goldene Reflexe auf Wandas rothe Saffianstiefel und geblümten Bauernrock warf.

„Nun," begann endlich Sergius, „was hast Du mir zu sagen?"

„Sehr wenig und sehr viel."

„Wie das?"

„Ich bin mit meiner Aufgabe so ziemlich fertig, Haus und Wirthschaft sind wieder in Ordnung und im besten Gang." —

„Du willst mich verlassen?" unterbrach sie Sergius erregt.

„Noch nicht," sprach sie lächelnd, „ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen."

„Welche?"

„Sie selbst zu bemeistern."

„Mich?"

„Ja, Sie. Ich bin gar nicht zufrieden mit Ihnen."

„Weil ich mich duelliren wollte?"

„Ja, deshalb," erwiderte sie, die dunkeln Augen ruhig auf ihn geheftet, „ich habe mir eingebildet, auch Sie auf den besten Weg gebracht zu haben, und nun fallen Sie mit einem Male in die alten Fehler zurück."

„Tadle mich nur."

„Sie verdienen es," sprach sie treuherzig, „wann werden Sie endlich verstehen, daß es Zeit ist, nicht mehr für Andere, sondern für sich zu leben."

„Du predigst mir die Selbstsucht."

„Nein, gewiß nicht, aber wie wollen Sie Anderen nützlich sein, Anderen, die es verdienen, wenn Sie sich für solche opfern und zu Grunde richten, die es nicht werth sind? Sie stehen allein, daß ist vielleicht die Hauptursache aller Ihrer Ausschreitungen. Sie bedürfen einer Familie. Die Familie ist wie ein großer Mensch, und es scheint nur ein vergrößerter Egoismus, wenn man für sie sorgt und arbeitet, aber im Kreise der Familie thun wir unbewußt unsere Pflichten gegen einen größeren Kreis, in der Familie ist zugleich das Vaterland, die Menschheit, die Welt."

„Wo hast Du nur diese Ideen, diese Ausdrücke her?"

„Von meiner Milchschwester," spottete Wanda. „Das habe ich Ihnen nun schon mindestens zehnmal erklärt."

„Ja, ja," murmelte Sergius, „aber Du bist so klug, Du hast Dinge in Deinem Kopf, die man nicht lernen kann."

„Ich bin eben gewöhnt, nicht so in den Tag hineinzuleben, wie die meisten Frauen," sprach Wanda, „sondern zu überlegen, „und durch Nachdenken kommt man auf allerhand eigene Ideen."

„Du hast Recht." Sergius stützte den Kopf in die Hände und versank in ein stummes Brüten. Wanda erhob sich leise und ging hinaus. Während sie in der Thür stand und in den Schnee hinausblickte, legte sich der Wind, die Flocken fielen immer seltener, der Himmel wurde klar, ein Stern zeigte sich hinter den schwarzen Wipfeln der entlaubten Pappeln, ein zweiter.

Im Garten wurden zwei irrende Lichter sichtbar, die sich dem Hause näherten. Der Hund schlug an.

Wanda stürzte in das Haus, riß Boranskis Flinte, die im Speisesaal hing, von der Wand, lud sie und trat dann leise an das Fenster, das sie langsam öffnete.

Ein Schuß schreckte Sergius aus seinen Träumen auf. Als er auf die Stufen hinaustrat, kam ihm schon Wanda entgegen, in der Linken die Flinte, während sie mit der Rechten einen riesigen Wolf hinter sich herschleppte.

„Wer hat ihn getödtet?“ fragte Sergius.

„Ich,“ gab Wanda stolz zur Antwort und warf das grimmige Unthier mit einer majestätischen Bewegung vor seine Füße hin.

„Ein Symbol,“ murmelte Boranski.

„Wie das?“

„Weil Du auch mich erlegt hast, schöne Jägerin.“

„Was sprechen Sie denn da?“ sagte Wanda, die Arme in die Hüften gestemmt, „Sie wissen, daß Sie mir nicht den Hof machen dürfen.“

„Ich bitte Dich,“ antwortete Sergius, „scherze nicht mit mir, mir ist sehr ernst zu Muthe.“

Sie ging schweigend voran in die Stube, und er folgte ihr.

„Also?“

„Ich habe lange genug gekämpft, ich kann nicht mehr,“ sprach Sergius, „Du sagst mir, ich soll eine Frau nehmen.“

„Ja.“

„Gut. Ich werde Dir nicht sagen, daß ich Dich liebe, Afthanasia, aber ich werde keine Andere heirathen als Dich. Nimmst Du mich, gut; nimmst Du mich nicht, dann ist Alles zu Ende.“

„Sie wissen, daß ich eine Bäuerin bin, arm, einfach, ungebildet —“

„Du bist nicht ungebildet," brauste Sergius auf, „und wenn Du es auch wärst, so hast Du soviel Verstand, Geist — ja Geist, soviel Herz und Charakter, daß Du doch mehr werth bist, als alle diese Damen, die den ganzen Tag Romane lesen oder in Zürich Anatomie studiren."

„Ich bin Ihnen gut," sagte sie mit einem Blick, der ihn ganz glücklich machte, „von Herzen gut, aber —"

„Willst Du mich — ja oder nein?"

„Ich muß erst meine Milchschwester zu Rathe ziehen."

„Oh! Diese Frau Wanda Pawlikoff!" rief Sergius aus, „ich fange an sie zu hassen."

Wanda begann laut zu lachen.

„Weshalb lachst Du?"

„Weil ich überzeugt bin, daß Sie sich noch in meine Milchschwester verlieben werden."

„Ich liebe nur Dich und werde niemals eine Andere lieben."

„Verschwören Sie es nicht," spottete Wanda, „und nun lassen Sie mir den Schlitten anspannen. Ich will mich indeß zur Fahrt bereit machen."

„Du willst gleich fort?"

„Ja, aber Sie sehen mich heute Abend wieder."

Sie sah ihn an und lächelte, dann gab sie ihm die Hand.

„Küssen Sie sie," sprach sie, „ich erlaube es Ihnen."

* * *

Eine Stunde später kehrte bereits der Schlitten zurück und der Kutscher brachte einen Brief Wandas, den Boranski ungeduldig aufriß.

„Mein lieber Herr Boranski,“ schrieb sie, „Frau von Pawlikoff wünscht Sie kennen zu lernen, ich bitte Sie also, den Schlitten, den ich zurücksende, zu benutzen und uns mit Ihrem Besuche zu erfreuen. Mit herzlichem Gruße Ihre nicht ganz ungebildete Afthanasia Korolenko.“

Sergius küßte das kleine Blatt, auf das diese Zeilen von einer sicheren Hand in einer großen, energischen, aber eleganten Schrift hingeworfen waren und sog den Wohlgeruch ein, der dem englischen Papier entströmte. Dann barg er das Billet rasch in seine Brust, nahm Mütze und Pelz, sprang in den Schlitten und hieß den Kutscher so rasch als möglich fahren.

Die Bahn war gut und so flog denn das Gefährt buchstäblich dahin zwischen kleinen Strohhütten, Ziehbrunnen, weiten, vom Hermelin des Winters eingehüllten Flächen, Hainen und Hügeln, Sümpfen und Wäldern.

Die Nacht war angebrochen, aber an dem wolkenlosen Himmel war das glänzende Heer der Sterne heraufgezogen und der Schnee trug auch das seine dazu bei, den Weg zu erhellen.

Hie und da segelten ein paar große Raben vorbei und ließen ihren unheimlichen Ruf ertönen. In der Ferne zeigten sich die glühenden Augen eines Wolfes.

Der heilige Johann von Nepomuk, auf der kleinen steinernen Brücke, schien heute einen wirklichen Heiligenschein um das Haupt zu tragen. Der Frost hatte seine flimmernden Eiszapfen an die sieben Sterne gehängt, welche magisch funkelten und blitzten.

Da war der Park, da winkten bereits die Thürme des kleinen Schlosses, das Frau Wanda von Pawlikoff bewohnte.

Sergius stand im Schlitten auf und schon flatterte zwischen den Tannen ein weißes Tuch, das ihn begrüßte und jetzt richtete sich auf der Terrasse eine hohe schlanke Frauengestalt auf.

Der Schlitten hielt und Sergius sprang in den Schnee.

„Willkommen," rief Wanda, während Sergius bei ihrem Anblick geblendet und verwirrt langsam die Stufen emporstieg. Die geliebte Frau erschien ihm noch einmal so schön in den kleinen silbergestickten Pantoffeln, der mattblauen Seidenschleppe und dem langen Schlafpelz aus gelbem Atlas, mit königlichem Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, den sie trug. Ihre dunklen Augen funkelten noch um Vieles muthwilliger aus dem weißen Spitzenschleier hervor, den sie um ihr schwarzes Haar drapirt hatte.

„Ach, wie prächtig, wie vornehm Du aussiehst," rief Sergius, indem er ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Kommen Sie," sprach Wanda, nahm seinen Arm und führte ihn in den Salon, Alles mit dem feinen Anstand einer echten Aristokratin.

Sergius sah sie immer erstaunter an, sie hatte indeß auf der mit einem Tigerfell bedeckten Ottomane Platz genommen und während ihre kleinen Füße in dem vor ihr ausgebreiteten Eisbärenfell wie in duftigem Schnee versanken und ihre rosige Hand mit den schwarzen Hermelinschweifchen an ihrem Schlafpelz spielte, weidete sie sich einen Augenblick an seiner Verwirrung.

„Sag' mir doch endlich," bat Sergius, sich ihr nähernd, „ob ich hoffen darf?"

„Sie hassen mich ja," gab Wanda mit allerliebster Schalkhaftigkeit zur Antwort.

„Ich — Dich! —"

„Ja mich.“

„Ich verstehe nur, daß Du mich zum Besten hast.“

„Ich bin Wanda von Pawlikoff,“ sprach die schöne Wittwe erröthend, „hier meine Hand, wenn Sie sie jetzt noch wollen.“

Sergius sah sie einen Augenblick sprachlos an, dann warf er sich zu ihren Füßen nieder und sie schloß ihn mit einem hellen glücklichen Lachen an ihr Herz.

Sacher-Masoch, Leopold von,

Lustige Geschichten aus dem Osten

Breslau 1893